

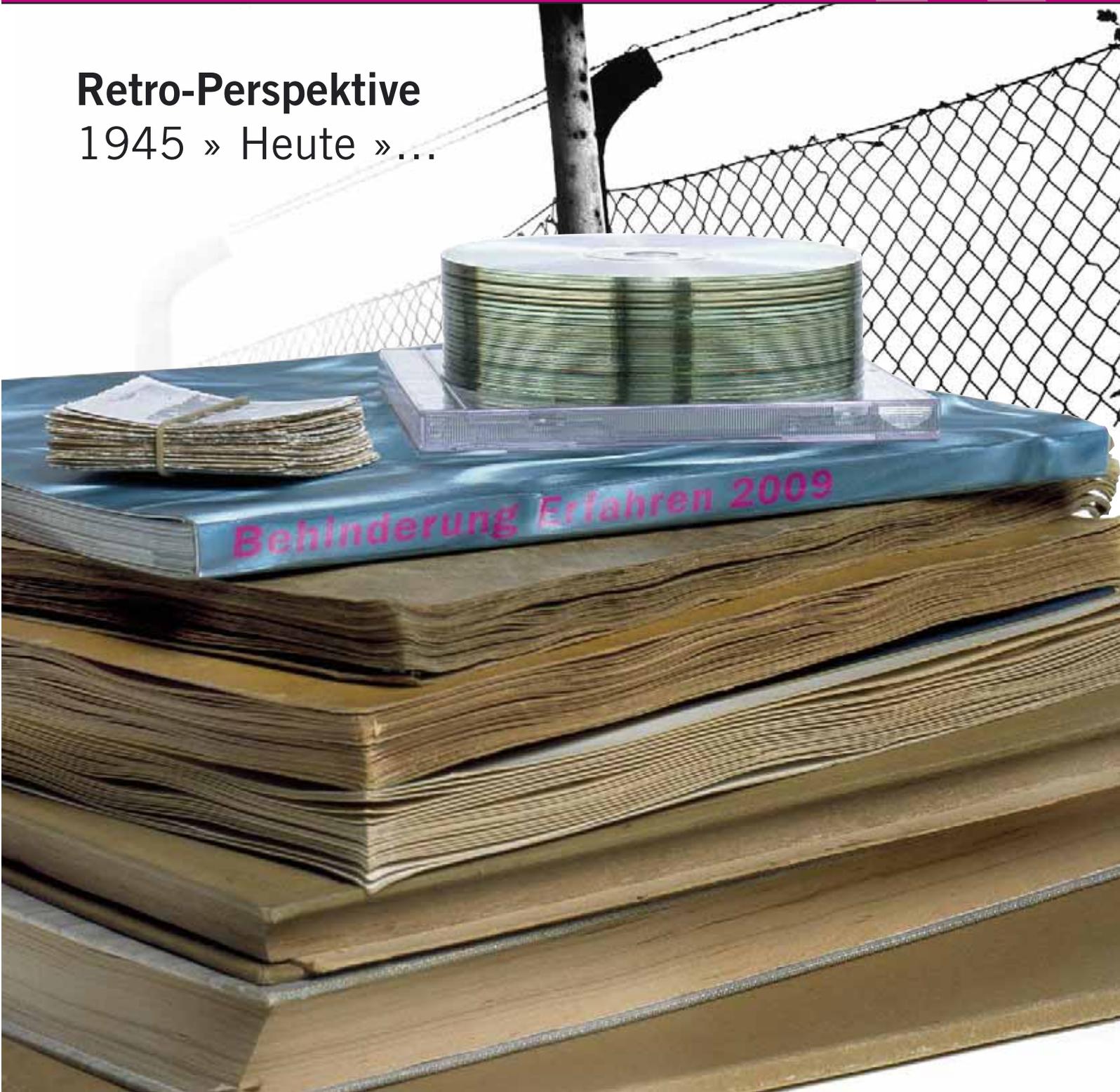


HephataMagazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

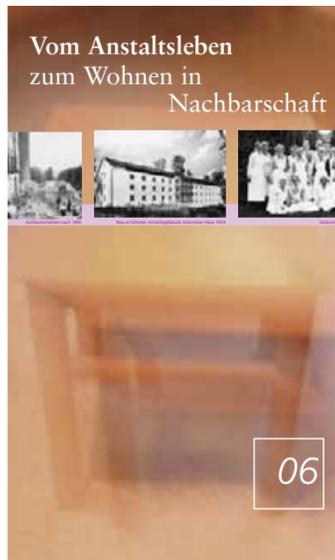
Nr. 4
November/03

Retro-Perspektive
1945 » Heute » ...



Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 04 | November 2003



Editorial	01	Gleichstellung auch bei Versicherungen...	19
Blick zurück durchs Küchenfenster	02	Ein weiterer Schritt in die richtige Richtung	
Veränderungen von sozialen Institutionen	04	Nach vorne gedacht	20
Prof. Dr. Hans-Christoph Vogel		Von der „Redaktion Zukunftsleben“	
Vom Anstaltsleben zum Wohnen in Nachbarschaft	06	Hephata Werkstätten ZERTIFIZIERT	21
Die Entwicklung Hephatas von 1945 bis zur Gegenwart		Anfänger, Amateure und Profis	22
		Hephatas Kunstprojekte begeistern durch Vielseitigkeit	
„Die werden alle unterschätzt“	10	Namen und Neuigkeiten	24
Ralf Horst: Menschen mit Behinderungen im Arbeitsleben noch mehr zutrauen		Das Wunder der Wahrnehmung	25
		Über die Sehnsucht nach einem Wunder	
Exklusion aus Tradition	12	Hephata-Sportlerinnen eroberten Olympia	26
PD Dr. Johannes Degen aus seinem Aufsatz: „Diakonie im Kontext von Exklusion“		Erfolge bei den Special Olympics	
Zur Verbesserung der Lebenswirklichkeiten...	13	Hier werden Sie gebraucht	27
7 Thesen von Prof. Dr. Martin Th. Hahn		Aktuelle Termine	28
		Was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen	
Die Perspektive wechseln: Die Henne ist das Ei!	14		
Prof. Dr. Elisabeth Wacker über Ziele und Wirkungen eines halben Jahrhunderts Hilfen für Menschen mit Behinderungen			

Editorial

„Eine immer gefährdete, aber sich ausdehnende Freiheit ist einer, die beschützt, aber entwicklungsunfähig ist, vorzuziehen. Nur eine gefährdete Freiheit ist in der Lage, sich zu erneuern. Eine nicht erneuerungsfähige Freiheit hingegen verwandelt sich früher oder später in neue Knechtschaft.“

Norberto Bobbio

Liebe Leserin, lieber Leser,

viel zum Lesen und Nachdenken bietet diese Ausgabe des HephataMagazins, Rückblicke, die nicht immer leicht zu ertragen sind, und Ausblicke, die riskant sein können, weil sie uns verpflichten, die eingeschlagene Richtung konsequent weiterzuverfolgen. Wir trauen uns den möglichst klaren Blick auf unsere Vergangenheit zu (Retrospektive) und riskieren gleichermaßen den Blick nach vorne (Perspektive), das eine nicht ohne das andere. Dabei ist die Geschichte unserer Stiftung als ein Weg zu beschreiben, auf dem Fortschritt, Stillstand, Rückschritt und immer wieder auch neuer Aufbruch einander abwechselten. Das Verständnis von dem, was Helfen bedeutet, hat sich auf diesem Weg ständig gewandelt. Wenn wir uns heute daran erinnern, welche Auffassungen von den Aufgaben und Methoden der Begleitung von Menschen mit behindernden Erfahrungen in der Vergangenheit vorherrschend waren, dann können wir dies nur tun, indem wir das Risiko der Freiheit wagen, heute verantwortlich zu entscheiden, den Weg nach vorne zu gehen und bereit zu sein, aus dem, was vergangen ist, zu lernen.

Im Verlauf der jüngeren Geschichte der Stiftung hat sich der Status der Menschen, denen die Organisation dient, verändert, und die selbstkritische Frage muss lauten, ob wir dieser Veränderung schon nachhaltig genug Rechnung tragen und ob - was das Wichtigste ist - die Menschen selber erleben, dass sich ihre Lebensqualität und der Respekt ihnen gegenüber zum Positiven entwickelt. Es ist noch gar nicht so lange her, da sprach man von den ‚Insassen‘, den ‚Zöglingen‘, den ‚Betreuten‘. Die

so bezeichneten Menschen sahen sich einer wohlwollend karitativen und bevormundenden Haltung ausgesetzt. Heute sprechen wir diese Menschen nüchtern als ‚Bewohner‘, als ‚Werkstattmitarbeiter‘, als ‚Nutzer‘ an. Wir lassen damit eine gewisse Unklarheit bestehen, ob und wie wir denn die individuelle Mächtigkeit der Menschen, die behindernde Erfahrungen mit sich und ihrer Umwelt machen, wirklich anerkennen.

Was noch aussteht ist die selbstverständliche Anerkennung, dass die Menschen allesamt ‚Bürger‘ sind mit Rechten und Pflichten, individuell begabt und auf andere Menschen angewiesen wie wir alle. Diese Eigenschaft als Bürger kann auch denen, die ganz wesentlich auf andere Menschen angewiesen sind, nicht abgesprochen werden. Jedem, buchstäblich jedem Menschen, ist das Streben nach mehr Lebensqualität und Freiheit gegeben, mag dieses ‚mehr‘ auch noch so gering erscheinen. Organisationen, die aus der Anstaltstradition des 19. Jahrhunderts hervorgegangen sind, müssen sich deshalb zu Bürgerrechtsorganisationen mit (und nicht für!) den Menschen wandeln.

Nehmen Sie dieses Denk- und Berichtsheft bitte mit Neugier und einführend in die Hand. Lassen Sie uns aber bitte auch etwas von Ihren Eindrücken wissen. Ihnen gelten unsere guten Wünsche für das bevorstehende Christfest und den Übergang in das neue Jahr.

PD Dr. Johannes Degen
Direktor der Evangelischen
Stiftung Hephata



Blick zurück durchs Küchenfenster



Text: Philipp Grammes
Fotos: privat, Dieter Kalesse, Udo Leist

„Das ist mein Briefkasten. Und die Holzterrasse ist von 1910, wie das ganze Haus.“ Vier Stockwerke steigt man die Treppe empor, dann ist man am Ziel: Willkommen im Reich von Christoph Klein. Seinem eigenen Reich.

Wohnzimmer, Küche, kleiner Flur, winziges Bad. Rechts ein schwerer Schrank, deutsche Eiche massiv, aus den 40er Jahren - „bisschen zerkratzt, aber ich pflege ihn gut“.



Und das hängt mit seinem Küchenfenster zusammen.

Von dort aus hat Christoph Klein einen schönen Ausblick. Die Küche geht nach hinten raus, er schaut nicht auf die eintönigen Arbeiterhäuser der Brunnenstraße, sondern blickt direkt ins Grüne. Bis letzten Mai allerdings konnte Christoph Klein diesen Blick nicht recht genießen. Denn die Bäume, Büsche und Wiesen verbergen das Gelände der Stiftung Hephata, und zwischen all den Bäumen ragte, düster und irgendwie bedrohlich, eine massive graue Wand mit schmutzgrotem Ziegeldach hervor. Sie trübte lange seinen Blick – und seine Erinnerung.

Christoph Klein ist so etwas wie ein wandelndes Geschichtsbuch von Hephata. Er hat die Entwicklung von der Anstalt zur Stiftung am eigenen Leib erfahren.

Am Anfang stand eben diese dunkle graue Mauer:

Christoph Klein landet am 21. September 1959 in der Auffangstation des Bodelschwingh-Hauses, einem Heim auf dem Hephata-Gelände. Sieben Jahre ist er da alt und hat bereits einen längeren Aufenthalt im Kinderheim Dillborn hinter sich. Bei ihm ist sein Zwillingbruder Manfred. Nach knapp zwei Jahren wird er in die Gruppe II des Bodelschwingh-Hauses verlegt, wo sie nun 40 Kinder sind und sich zu 20 einen Schlafsaal teilen. An den Wänden stehen Drahtgestell-Doppelbetten, davor jeweils ein Höckerchen für jedes Kind. „Dort hatte man abends seine Klamotten fein säuberlich abzulegen“, erinnert sich Christoph Klein. Vor dem Fenster ste-

hen Körbe für die Dreck-wäsche, eigener Besitz ist nicht gestattet. „Zu unseren Betreuern mussten wir immer ‚Bruder‘ und ‚Schwester‘ sagen, das hat mir als kleiner Junge nicht gefallen.“

Doch das ist wohl das kleinste Übel. Mehr leidet Christoph Klein unter dem Umgangston. „Wir wurden oft wegen Kleinigkeiten ausgeschimpft. Und wer nicht brav war, bekam Prügel und wurde in eine Zelle gesperrt.“ Auch Klein sitzt oft drin. Das alles erzählt er ruhig und sachlich. Richtig erregt wird er nur, wenn die Sprache auf seinen Bruder Manfred fällt. Obwohl zusammen nach Hephata gekommen, werden die Zwillinge in getrennten Gruppen untergebracht. „Das habe ich bis heute nicht verstanden, wie man uns als Geschwister trennen konnte!“ So können sich die beiden nur in den Pausen sehen, obwohl Christoph Klein seinen Bruder sehr gebraucht hätte: „Ich hatte solche Angst vor Gewittern und habe dann öfters versucht, zu meinem Bruder hoch zu kommen. Das war aber strengstens untersagt.“ Ende der 60er Jahre wird Manfred in eine andere Einrichtung verlegt. Von seinem Bruder verabschieden darf er sich nicht.

1968 verlässt auch Christoph Klein das Bodelschwingh-Haus und wechselt in eine Erwachsenen-Wohngruppe im Disselhoff-Haus. Ging er zuvor noch zur Schule, bereitet man ihn nun auf die Arbeit vor. „Das erste halbe Jahr war ich Hausreiner, ich musste die Flure putzen und die Klos säubern.“ Danach wechselt er in die

Bürstenbinderei der Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) in der Rheydter Straße. Im Disselhoff-Haus ist der Umgangston freundlicher, doch auch hier teilen sich acht Männer einen Schlafrum, auch hier gibt es nur einen Holzschemel und kaum Platz für eigenen Besitz.

„Ich bin ein Sammler!“

Wer heute Christoph Klein in seiner Wohnung besucht, kann sich vorstellen, wie er darunter gelitten haben muss. „Ich bin ein Sammler“, sagt er von sich, und ein Blick in sein Wohnzimmer bestätigt das. Nur ein schmaler Pfad führt von der Tür in den Raum, mehr ist vom Fußboden nicht zu sehen vor lauter Fundstücken. Das Sofa quillt fast über vor Stofftieren, in den Ecken stapeln sich CDs und LPs, die Schränke sind gefüllt mit Steinen, alten Photoapparaten, Geschirr und Nippes. Seiner Sammelleidenschaft geht Klein



auf Trödelmärkten nach oder wenn er ganz früh morgens, zwischen vier und fünf, aufsteht und seine Runde durch die Straßen dreht - immer auf der Suche nach brauchbarem Sperrmüll. „Jetzt sammle ich halt viele Sachen“, sagt er stolz, und fügt hinzu: „Man hat ja jahrelang nichts haben dürfen, drüben in der Einrichtung.“

Etwas besser wird es erst, als Christoph Klein 1976 ins frisch gegründete Wohnheim am Jöbgesbergweg einzieht, das erste Außenwohnheim Hephatas. Hier



Nach 40 Jahren verlässt er die Anstalt...

Schließlich ist es soweit: Christoph Klein, seit 40 Jahren Bewohner Hephatas, zieht aus. Nach 40 Jahren verlässt er die Anstalt, die jetzt eine Stiftung ist. Am ersten Oktober 1999, „es war ein Freitag“, bezieht Christoph Klein seine eigene Wohnung, sein eigenes Reich. Mit seinen eigenen Möbeln, seinem eigenen Geschirr, seinem eigenen Bad - und mit seinem eigenen Küchenfenster. Von dort aus hat er einen schönen Ausblick, und seit Mai 2003 liebt er diesen Blick ganz besonders. Die graue Mauer ist nicht mehr zu sehen, denn im Mai 2003 wurde das Bodelschwingh-Haus abgerissen.

„Die Zeiten ändern sich“, sinniert Christoph Klein. „Und man will sich ja auch verbessern.“

bekommt er zunächst ein Zweibettzimmer, wechselt aber schon bald in ein Einzelzimmer. Und darf sich endlich so einrichten, wie es ihm allein gefällt: „Ich musste im Wohnheim zwar auch immer viel wegschmeißen, aber was mir wichtig war, konnte ich eben auch behalten.“ Es ist die Zeit, in der sich vieles ändert in der Behindertenhilfe. Klein wechselt in die Flechtgruppe der WfbM, weil er dort besser ist, und bekommt schließlich ab 1975 seinen Lohn zur eigenen Verfügung ausgezahlt.

Philipp Grammes ist freier Journalist und lebt in München



Veränderungen von sozialen Institutionen

Organisationen sozialen Helfens treten dann auf den Plan, wenn familiäre Hilfen sich überfordert fühlen oder soziale Hilfsstrukturen des örtlichen Umfeldes nicht verfügbar sind, bzw. sich überfordert sehen. Sie werden in dem Maß zum Grundversorger, in dem familiäre und örtliche Hilfe an Gewicht verlieren, in dem das Helfen und Versorgen nicht länger als Gebot, als „Ver-Pflichtung“, als Dankbarkeit oder erwartete Mildtätigkeit angesehen wird, wenn die Arbeit aus dem Haus, dem Hof verlagert und an fremden Plätzen vollzogen wird, wenn die Familie sich in ihrer Rundumversorgung überfordert sieht (... wenn man den „Restbestand“ des familiären Systems, seine wechselnde Struktur und Gebrechlichkeiten überhaupt noch als „Familie“ bezeichnen kann).

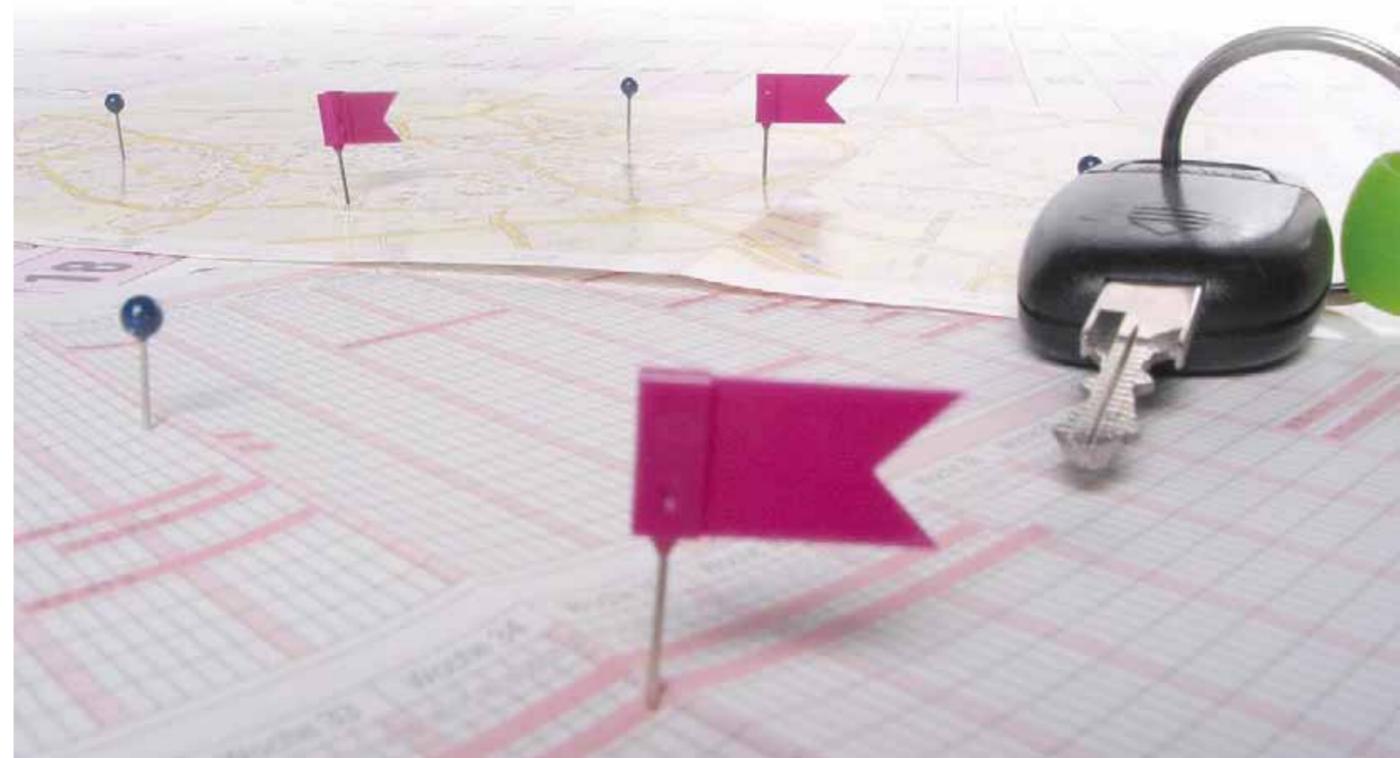
Hilfe aber kann mit Gebrechlichkeit nicht lange leben. Sie bedarf einer geregelten Form, die erwartbar, berechenbar und leistungsfähig ist. Hilfe will organisiert sein. Und sie muss sich als verlässliche Leistung „vor-halten“, bereit sein für den Fall, die Krisensituation, die Not. Sie muss „vor-gehalten“ werden und in Inhalt und Umfang berechenbar sein, ein Anspruch, den die Familie nur schwer erfüllen kann.

Das Helfen verändert dabei notwendig sein Gesicht: Sah es sich einst als göttliches Gebot, als gute Tat, als Erfüllung einer Verpflichtung an, wandelte es sich zu einer bezahlten Leistung, für die der Leistungsempfänger Leistungsansprüche geltend macht.

Die Strukturen der Anbieter von Hilfeleistungen blieben von dieser gesellschaftlichen Entwicklung nicht unberührt: Die Kirche, vordem der alleinige „Anbieter“ von Hilfeleistungen, sieht sich nun im Zeichen des Wohlfahrtsstaates, umgeben von weiteren Anbietern, die gesellschaftliche Gruppierungen repräsentieren oder politische Programme verkörpern (z.B. der DPWW, die Arbeiterwohlfahrt, das Rote Kreuz).

Auch der Ort der Hilfgewährung wandelte sich: Die Hilfe „vor Ort“ wanderte an den (fremden) Ort der Anbieter solcher Hilfe.

Das „Haus“ wurde zur „Einrichtung“, „Bezugspersonen“ (Ansprechpartner) wurden durch „Dienste“ ersetzt, die nur im Rahmen dieser Dienste, nur zu Zeiten für die Erfüllung dieser Dienste und nur auf Bedarf hin tätig werden. Sie müssen „vorgehalten“ werden. Aber es bleibt nicht aus, dass auch das Haus seine „Dauer-Bewohner“ verliert; denn die Dienste kommen, wenn gerufen und wie vereinbart, an jeden Ort zur geplanten Zeit im notwendigen Umfang und in notwendiger oder gewünschter Art und



Text: Prof. Dr. Hans-Christoph Vogel Fotos: Udo Leist

Weise.

Und diese „organisierte“ Hilfe differenzierte sich in spezifische „Produkte“ oder Leistungen, plante und kontrollierte sich und wurde, nur folgerichtig, selbst Objekt einer „externen“ Beobachtung, die ihr dann bescheinigte, ob sie das Siegel der „Qualität“ beanspruchen konnte.

Die Form der Hilfe nimmt, so beobachtet der Beobachter, die ursprüngliche Form einer Hilfe im Kontext des Hauses, des Gemeinwesens, der Region und der vertrauten Personen an. Geht man als Beobachter noch näher an den Ort des Geschehens, eröffnen sich neue Varianten der Hilfe, z.B. einer Hilfe auf Zeit oder einer Hilfe nach Bedarf oder nach gesundheitlichem Befinden der zu betreuenden Personen, nach Urlaubszeit und Abstimmung der Familienangehörigen.

Das Management der Hilfe, die Planung und Kontrolle, die schriftliche Verfolgung und Konstatierung allen Geschehens, die Entscheidungen über Hilfeformen, über Kooperation untereinander, die umfangreichen Formulierungen der Ziele, ihrer Unterziele und Programme, das Bekennen zu einer bestimmten Form der Führung von Mitarbeitern, die Regeln der Auswahl von Mitarbeitern, der Beurteilung und Konfliktschlichtung - all diese Werkzeuge organisatorischen Entscheidens stellen sich nun zur Debatte. Das System ist augenscheinlich nicht mehr das System als das

es erschien, und das neue „System“ entzieht sich der vertrauten Beschreibung. Die „Zeit“ ändert sich: Entdeckten wir vor nicht allzu langer Zeit die Zeit als planbare Zeit, so läuft sie uns nun davon. Die feste Zeit wird zur variablen Zeit.

Die Organisation kann die Zeit nicht zu Stillstand bringen. Wir können nicht zurück in die Welt der „Anstalt“ oder der Großeinrichtungen. Und wir erkennen zugleich, dass auch die veränderten Formen der Betreuung schnelllebig sind und der laufenden Revision bedürfen.

Doch unser Latein ist mit dem Aufzeigen der Differenzen beileibe nicht am Ende: Uns bleibt das oder der Dritte im Bunde: Die Differenz als - für die Person wie das soziale System - lebenswichtige Differenz. Dabei ist dieses Dazwischen das einzig „Reale“, das Leben der Organisation. Dieser Ort ist der Ort der Pflege der Vergangenheit, der Suche nach Identität, nach Werten und Bewährtem. Aber zugleich wird an diesem Ort die Zukunft erdacht, redet sich die Organisation eine bessere, behindertengerechtere Zukunft ein. Die räumliche Trennung ermöglicht zum einen eigene Formen des Lebens und Arbeitens, und sie fordert zugleich auf, nach Verknüpfungen zu suchen. Die Personalpolitik der Werkstatt differenziert nach Leistungen und sie hält zugleich an Gemeinsamkeiten fest.

Die Organisation ist der Ort der Ungewissheit, des Aushaltens von Fehlentwicklungen in der Vergangenheit, des Wissens um die Anfälligkeit der großen Pläne für die Zukunft. Weil die Plätze des Zukünftigen wie des Vergangenen sich nicht vertragen, ist dieser Ort des Zusammentreffens der Ort des Übergangs, der Entwicklung. Meist zeichnet er sich durch Streit aus, durch Besser-Wissen. Gleichviel: Die jeweilige Differenz ist einer Einheit entliehen, einer Form mit zwei Seiten. Und: Veränderungen sind auf zweiseitige Formen angewiesen.

Professor Dr. Hans-Christoph Vogel lehrt an der Hochschule Niederrhein Sozialmanagement.

Vom Anstaltsleben

zum Wohnen in Nachbarschaft

Text: Dieter Kalesse Fotos: Hephata-Archiv, Udo Leist



Aufräumarbeiten nach 1945



Neu errichtetes Anstaltsgebäude Johanniter-Haus 1954



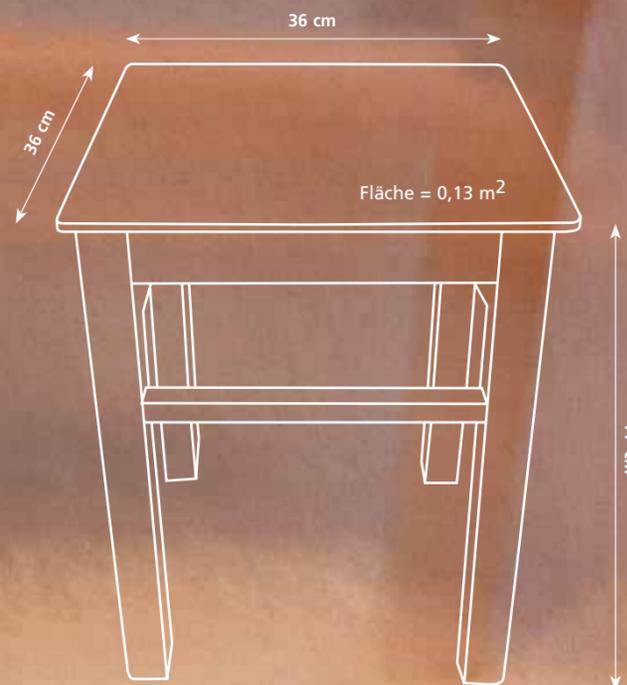
Diakonissen nach 1940



Kinderschlafsaal 1945-1968



Tischgebiet Ende der 50er Jahre



Die Nachkriegszeit in der „**Evangelischen Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata**“ wird wesentlich geprägt von Diakonissen der Bergischen Diakonie Aprath und Diakonen aus der Westfälischen Diakonienanstalt Nazareth, Bielefeld/Bethel, die unterstützt von sogenannten „freien Kräften“ mit den behinderten Menschen arbeiten. Sie stehen unter der Leitung von Pfarrer Hans Helmich, der Hephata von 1940 bis zu seinem Tod am 23.8.1967 leitet. Sowohl Helmich wie auch die Diakonissen und Diakone sehen Großeinrichtungen für Menschen mit Behinderung als adäquaten Lebensraum an, stehen sie doch fest in der Tradition Wicherns und Bodelschwings (vgl. dazu Seite 12). So wird das durch Bomben zu 85 % zerstörte Hephata in Mönchengladbach auch wieder als Komplexeinrichtung aufgebaut.

1958 wird die „Lebenshilfe für das geistig-behinderte Kind“ gegründet. Ein Zusammenschluss von Eltern geistigbehinderter Kinder, die sich mit dem traditionellen Angebot der Anstalten nicht mehr zufrieden geben, sondern ihren Kindern betreute Wohnmöglichkeiten am angestammten Lebensort schaffen.

Dass die Separierung von Menschen mit Behinderung in Anstalten parallel zu dieser Entwicklung weiter geht, hängt meines Erachtens damit zusammen, dass bis heute das Angebot an Wohnplätzen geringer ist als der tatsächliche Bedarf. Ein echtes Konkurrieren der Systeme kommt dadurch nicht zu Stande.

Im Jahre 1968 - die Zeit in der die APO Bewegung in festgefahrene Normen bringt und Bestehendes hinterfragt - übernimmt der Pfarrer und ausgebildete Sonderschullehrer Klaus Kaempff die Leitung Hephatas. Bei seinem Amtsantritt findet er die Anstalten Hephata, Mönchengladbach, und Benninghof, Mettmann, als in sich abgeschlossene Sonderwelten mit eigenen Regelmechanismen vor. Faktisch durch Zäune, Mauern und Schilder von der Außenwelt abgetrennt. Es gibt Schlafsäle für bis zu 18 Personen. Häufig ist der Hocker neben dem Bett die einzige Möglichkeit private Dinge abzulegen. Ganze Gruppen, bis zu 20 behinderte Menschen, duschen zu festgelegten Zeiten unter Aufsicht nackt unter Sammelduschen. Essen wird aus Kübeln ausgeteilt, Schüsseln auf den Tischen wären der „reine Luxus“ gewesen. Gruppen bis zu 24 Personen haben oft nur drei Mitarbeiter.

In die Amtszeit von Pfarrer Klaus Kaempff, die bis zu seiner Pensionierung Ende 1982 dauert, fallen drei wesentliche qualitative Veränderungen:

1970 richtet Kaempff eine anstaltsinterne Heilerziehungspflegeschule ein, weil er die Notwendigkeit erkennt, die Mitarbeitenden - oft Menschen aus anderen Berufszweigen, z.B. Maler oder Textilarbeiter, die nach Hephata gewechselt sind, - besser qualifizieren zu müssen.

1992 wird aus diesen von Kaempff gelegten Wurzeln das Hephata-Berufskolleg mit staatlich anerkannten Abschlüssen.

1975 nimmt Hephata auf dem Zentralgelände an der Rheydter Straße die erste Werkstatt für behinderte Menschen mit 270 Arbeitsplätzen in Betrieb. Bis dahin haben die behinderten Menschen in Kellern oder auf Dachböden einfache Industriearbeiten durchgeführt, für die sie mit der sogenannten „Bananenwährung“ - d.h. Belohnungen in Form von Tabak oder Süßwaren - bezahlt werden. Ab 1975 erhalten die behinderten Werkstattmitarbeiter Arbeitsprämien und werden renten- und krankenversichert.

1976 errichtet Kaempff in einer ehemaligen Villa am Jöbgesbergweg im Mönchengladbacher Stadtteil Rheydt das erste sogenannte „Außenwohnheim“. Ein gewaltiger Schritt nach vorn aus der Anstaltsisolation heraus. Die Bewohner ziehen in Einzel- und Doppelzimmer. Bis dahin haben sie auf dem Zentralgelände in Vierbettzimmern (zum Teil mit Waschräumen im „alten Jugendherbergstil“ für jeweils 16 Personen) gelebt. Allerdings bleibt das „Außenwohnheim“ den fitteren Bewohnern vorbehalten.

Ab etwa 1978 können in Hephata viele weitere positive Veränderungen vorgenommen werden, weil die am 25.11.1975 im Deutschen Bundestag vorgelegte Psychiatrie-Enquete die Lebensbedingungen behinderter Menschen in Psychiatrien und Anstalten in das Blickfeld der Sozialpolitik rückt.



Essensausgabe 1968



Behindertenarbeit zu Zeiten der „Bananenwährung“



Sammel-Duschraum bis 1970



Hephata-Wohnhaus in Hochneukirch



Wohnen in Nachbarschaft - Meerbusch-Osterath



Martina Feger

Von 1983 bis 1995 leitet Pfarrer Horst Leweling Hephata, er führt die Arbeit im Sinne von Klaus Kaempf fort. In dieser Zeit werden jedoch wenig neue Visionen, mit der Perspektive der Würde jedes einzelnen behinderten Menschen gerechter werden zu können, entwickelt.

Im Wesentlichen wird der Gedanke geschlossener Lebensorte beibehalten, so besteht Hephata 1995 aus den beiden zentralen Anstaltsbereichen in Mettmann und Mönchengladbach, allerdings leben in Mönchengladbach von damals 536 Bewohnern 138 in „Außenwohnheimen“ in der Stadt. Auch ist 1995 der Aufbau der Wohngruppe in Essen-Schonneck eingeleitet, jedoch mit dem Ziel, die Trägerschaft nur auf Zeit zu übernehmen.

Hephata gerät 1995 in eine tiefgreifende Führungskrise. Die bestehende Leitung wird abgelöst, und für ein Jahr werden Dr. Klaus Hildemann und Dr. Rainer Meusel als kommissarische Leiter eingesetzt. Zum 1.3.1996 wird Pfarrer PD Dr. Johannes Degen zum Direktor berufen. Er bildet zusammen mit Diplom-Kaufmann Klaus-Dieter Tichy, der zum 1.3.1997 seinen Dienst beginnt, den Vorstand.

1996 wird die Hephata zugehörige Bezeichnung geändert.

Statt bisher „Evangelische Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata“ titelt man jetzt: **Evangelische Stiftung Hephata**. Mit der Namensänderung wird auch ein neues Logo eingeführt. Das alte Logo - ein in sich geschlossener Kreis mit der Hephata-Kirche im Mittelpunkt - symbolisiert deutlich auch die geschlossene Anstalts-Gesellschaft mit dem Kirchengebäude als

Zeichen der Sinngebung im Mittelpunkt. Das neue Logo hingegen hat eine offene Gestalt. Es steht frei, symbolisiert damit Offenheit und zeigt zwei Menschen, die miteinander in Beziehung treten - vielleicht so wie Jesus auf Menschen zugegangen ist. Es stellt also eindeutig nicht eine Immobile in den Mittelpunkt, sondern Menschen in ihrer Begegnung.

Im neuen Logo wird äußerlich deutlich, was die am 10.4.96 in Kraft tretende neue Satzung der Stiftung in ihrem Kernsatz - dem Paragrafen 2 - formuliert:

„Alle Dienste (der Stiftung) haben sich am Wohl und an den Interessen der Behinderten (Menschen) zu orientieren, die soweit möglich, ihr Leben selbst gestalten.“ In diesem knappen Satz wird ein für Hephata neues Verständnis vom Menschen mit Behinderung ausgedrückt, das ihn als Persönlichkeit sieht und als Bürger ernst nimmt.

Ersten Ausdruck findet diese andere Sichtweise in der Gründung der Bewohner-Initiative „Selbstbestimmt leben“, die sich seit Ende 1996 regelmäßig trifft, von Unterstützern begleitet wird und auch einen eigenen Vorstand wählt. Die Gruppe äußert sich zu Entwicklungen Hephatas und zu Belangen ihres persönlichen Lebens, wird aber auch selbst gestaltend aktiv.

1997 findet nach Workshops in allen Teams des Fachbereichs Wohnen Mönchengladbach im November in der Hephata-Kirche der „Tag der Zukunft“ statt. Es wird erstmals in einem Dialog zwischen Menschen mit Behinderung,

deren Angehörigen und gesetzlichen Betreuern und Mitarbeitenden die zukünftige Entwicklung der Stiftung diskutiert und beraten. Auch hierin zeigt sich das geänderte Verständnis der Hephata-Arbeit, denn vorher sind die Menschen mit Behinderung - als Betroffene - nicht in dieser Weise beteiligt worden.

Die Machbarkeitsstudie zur Entwicklung des Stiftungskerngeländes in Mönchengladbach wird 1998 fertiggestellt. Sie sieht vor, dass langfristig noch etwa 70 Menschen mit Behinderung hier wohnen sollen und dass auf dem Gelände ein Stadtteil mit etwa 1000 Personen Wohnbevölkerung entsteht. So soll gewährleistet sein, dass auch die verbleibenden behinderten Menschen integriert in ein normales Wohnumfeld leben.

Im 140. Jahr des Bestehens der Stiftung 1999 wird der seit 1996 entwickelte Prozess des Aufbruchs und der Veränderung mit drei Zielwerten kompakt formuliert:

Assistenz steht für den tiefgreifenden Haltungsverwechsel, den Mitarbeiter im Verhältnis zu den behinderten Menschen vollziehen, indem sie soweit wie möglich auf Machtausübung verzichten und den behinderten Menschen **Selbstbestimmung** ermöglichen. Das heißt zum Beispiel auf deren Wünsche zu hören und ihnen Wahlmöglichkeiten zu eröffnen. Konsequentes Ziel der Stiftungsarbeit ist **Integration**, das bedeutet Menschen Lebensqualität zu schaffen durch Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und konsequente Auflösung der Sonderwelt „Anstalt“.

Integration wird möglich durch die Dezentralisierung der komplexen Anstaltsgelände in Mönchengladbach und Mettmann und durch die Schaffung von regionalen Wohnangeboten am angestammten Lebensort der Menschen mit Behinderung, so dass diese ihre vertraute Umgebung und bestehende soziale Bezüge erhalten können. 1998 wird zum Aufbau der regionalen Angebote eine

Stabsstelle eingerichtet, die Hans Willi Pastors innehat. Die neuen regionalen Angebote werden von den Menschen mit Behinderung und ihren Angehörigen stark nachgefragt.

Ein erstes regionales Wohnangebot entsteht 1995 in Essen, heute leben dort in 6 über das Stadtgebiet verteilten Hephata-Häusern 59 Menschen. Ein Haus in Essen-Karnap ist im Bau.

Meerbusch kommt 1999 als Standort hinzu mit heute 32 Wohnplätzen in zwei Häusern. Es folgt 2000 ein Wohnangebot in Hochneukirch - Gemeinde Jüchen, in dieser Gemeinde wird 2003 auch das Haus an der Amselstraße bezogen. In Wegberg ziehen im August 2001 17 Bewohner in ein neuerbautes Haus. Ende 2001 wird in Düsseldorf das Haus Pariser Straße 4 von 10 Personen bezogen.

Im Frühjahr 2002 kommt das Haus in Hilden für 24 Personen hinzu. Im Herbst 2002 beziehen 16 Personen das Haus in Sankt Augustin. In Euskirchen ziehen am 11. April 2003 14 Personen in das Haus an der Frauenberger Straße. Seit 2003 wird die Dezentralisierung des Benninghof in Mettmann forciert. In absehbarer Zeit werden für 100 Personen, die derzeit noch auf dem Benninghofgelände leben, neue

Wohnmöglichkeiten geschaffen, konkret in Mettmann am Hammerbach und in der Hammerstraße, in Düsseldorf-Wersten an der Christophstraße, sowie in Wuppertal-Langerfeld, in Haan, Erkrath-Hochdahl und Wülfrath. Ein weiteres neues Hephata-Haus entsteht derzeit in Meckenheim. In Viersen übernimmt Hephata Anfang 2004 ein Haus für 7 Kinder. Insgesamt ist die Entwicklung Hephatas zu einem regiona-

len Netzwerk - das sich zukünftig auch im Bereich ambulanter Hilfen engagieren wird - unverkennbar. Für die betroffenen Menschen bedeutet die skizzierte Entwicklung leben in Nachbarschaft statt in einer Anstalt mit allen Bevormundungsmechanismen einer totalen Institution.

Dieter Kalesse leitet die Abteilung Kommunikation der Stiftung Hephata.



Betriebsstätte Freiligrathstraße

Entwicklung der Hephata-Werkstätten

- 1.10.1975** Inbetriebnahme der Betriebsstätte Rheydter Straße in Mönchengladbach (MG) mit 270 Arbeitsplätzen, sowie Beginn der Werkstattarbeit auf dem Benninghof in Mettmann (ME) mit 90 Arbeitsplätzen. (Gesamtplatzzahl - GPZ - : 360)
- 1.1.1983** Errichtung von 160 Arbeitsplätzen in der Betriebsstätte Tippweg MG durch Kauf und Umbau einer ehemaligen Textilfabrik. (GPZ: 520)
- 1.1.1984** 30 Arbeitsplätze entstehen in der Hephata-Gärtnerei, Mönchengladbach. (GPZ: 550)
- 1986** Die Gärtnerei des Benninghof in Mettmann mit 35 Arbeitsplätzen und die Landwirtschaft dort mit 30 Arbeitsplätzen werden anerkannte Werkstätten. (GPZ: 615)
- 1988** Erweiterung der Werkstattplätze an der Rheydter Straße um 10 und am Tippweg um 20. (GPZ: 645)
- 10.6.1989** Inbetriebnahme des neuen Werkstattgebäudes Benninghofer Weg ME mit insgesamt 200 Arbeitsplätzen, davon 110 neue Plätze. (GPZ: 755)
- 1.2.1990** Errichtung von 60 Arbeitsplätzen in der Betriebsstätte Ottostraße MG als Dependance zur Betriebsstätte Tippweg. (GPZ: 815)
- 1.6.1995** 200 neue Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderungen entstehen in der Betriebsstätte Erftrstraße im Industriegebiet MG-Giesenkirchen. (GPZ: 1015)
- 1998** Erweiterung der Betriebsstätte Rheydter Straße MG um 10 und der Betriebsstätte Benninghof ME um 50 Plätze. (GPZ 1075)
- 2000** Neubau der Betriebsstätte Freiligrathstraße MG mit 110 Plätzen und Erweiterungsbau zur Erftrstraße mit 106 Plätzen (GPZ 1291)
- 1.6.2001** Eröffnung des neuen Hephata-Gartencenters am Dahler Kirchweg MG, damit einhergehend entstehen 40 neue Arbeitsplätze. (GPZ 1331)
- 2003** Hephata erwirbt ein Grundstück an der Eickener Straße in Mönchengladbach, auf dem der Neubau einer Betriebsstätte mit 150 neuen Arbeitsplätzen geplant ist.

Dieter Kalesse

„Die werden alle unterschätzt“

Ralf Horst: Menschen mit Behinderungen im Arbeitsleben noch mehr zutrauen

Text: Ester Soth
Fotos: Britta Schmitz

Als Ralf Horst 1973 nach Hephata kam, erlebte er erst mal einen „Schock“. Der gelernte Großhandelskaufmann begann damals eine berufsbegleitende Ausbildung zum Heilerziehungspfleger und erinnert sich noch gut an die Zustände, die er während einer vierwöchigen Hospitation zu sehen bekam: „Ein ganzes Haus vollgestopft mit Behinderten, in dem der Hausleiter allein das Sagen hatte. Morgens, mittags und abends Appell mit der Trompete. Es gab Wochenpläne, wann Dushtag, wann Rasiertag war.“ Auch Gewalt war an der Tagesordnung, wie Horst später von ehemaligen „Anstalts-Zöglingen“ erfuhr: „Einige besorgten sich Brillen, um nicht auf den Kopf geschlagen zu werden.“

Erste Schritte zur Verselbstständigung

Unter solchen Arbeitsbedingungen hätte er es nicht ausgehalten, sagt er heute. Doch im ersten Übergangwohnheim in Hephata, in dem er dann arbeitete, sah die Welt dagegen ganz anders aus: zwölf Einzelzimmer, neue Mitarbeiter, die die Bewohner auf ein selbstständiges Leben „draußen“ vorbereiteten. Diese Umbruchsituation, in der Altes und Neues parallel nebeneinander existierte, habe er als „goldene Zeiten“ empfunden. Vieles war nicht geregelt, Neues war möglich, es gab zwar Bedenken, aber genug Geld. Auch die ersten Ansätze zur Dezentra-



Zur BQG gehört auch der Handwerksbereich

lisierung kamen zum Zuge. 1978 wurde Ralf Horst Abteilungsleiter für „nachgehende Betreuung“ und kümmerte sich um ehemalige Bewohner, die auszogen in Wohngemeinschaften in Mönchengladbach. Dabei war er der zuständige Ansprechpartner für alles: von Problemen mit der Kindererziehung über Kontakte zum Jugendamt, Arbeitsplatzsuche, Kündigungsschutzverhandlungen und Räumungsklagen. Im Durchschnitt wurden jährlich 90 Personen betreut.

Alte Strukturen wirkten fort

Ein genereller Bewusstseinswandel dauerte aber, viele Neuerungen kamen nur langsam voran. „Viele gute neue pädagogische Konzepte lagen schon in der Schublade“, erinnert sich Ralf Horst. Doch die alten Strukturen hatten Auswirkungen - zum Teil bis heute. Bewohner hatten Angst vor Veränderungen. „Denen wurde ja auch vielfach gesagt: Das schafft ihr nie.“ Abhängigkeiten waren entstanden. Mitarbeiter und Anstaltsleitung wollten keine Macht verlieren. Machtspielchen, Misstrauen, Demütigungen, Inkompetenzen spitzten sich zu bis zur Krise 1995.

Erst die neue Leitung 1996 brachte wieder Aufwind für neue Ideen. Mehr Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit nicht nur für die Bewohner, sondern auch für die Mitarbeiter ließen neue Wege zu. Rückendeckung, Unterstützung und Vertrauen empfindet Ralf Horst als besonders wichtig. Auch die Dezentralisierung sieht er positiv, gibt aber zu bedenken: „Mit schönen neuen Häuschen ist es nicht getan.“

Immer wieder neue Ideen sind auch nötig bei der Arbeitsplatzsuche für die Bewohner. Als 1983 im Zuge der ersten Wirtschaftsrezession die ersten ehemaligen Bewohner, die auf dem ersten Arbeitsmarkt Stellen gefunden hatten, wieder arbeitslos wurden, gründete Hephata die Spendenverwertung.

„Es ging darum, die Arbeitsfähigkeit zu erhalten, damit die Menschen sich nicht in ihrer Arbeitslosigkeit einrichten“, berichtet Horst, der damals diese Aufgabe übernahm. 70 Personen konnten so wieder in Arbeit gebracht werden.

Arbeitsplätze schaffen

Als klar wurde, dass ein Teil der betreuten Menschen nicht vermittelbar bleiben würde, wurde schließlich 1997 die gemeinnützige Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft (BQG) als eigenständiges Tochterunternehmen aus gegründet, deren Geschäftsleiter Ralf Horst heute ist. Zur Spendenverwertung kamen ein Fahrdienst für die Werkstätten und Schulen, die Gebrauchtwarenmärkte „Hep-Shops“ in drei Städten, das HEP-Cafe und seit 2001 der Handwerksbereich. Das Team von bisher 14 Beschäftigten bietet Maler- und Reparaturarbeiten, Reno-ierungen und Zaunbau an. 35 Mitarbeiter sollen hier insgesamt einmal arbeiten. Ab 2003 wird die BQG ein anerkanntes Integrationsunternehmen.

Doch die Entwicklung muss noch weiter gehen, meint der BQG-Chef: „Man darf sich nicht einrichten und es sich bequem machen.“ Zu den Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM), die Sonderwelten darstellten, müsse nach Alternativen gesucht werden. So besteht eine Fülle von Ideen, wie das Anbieten haushaltsnaher Dienste, die Auslagerung

von Werkstattgruppen in Firmen und die Entwicklung integrativer Arbeitsplätze.

Nischen nutzen

Die nächsten Herausforderungen sieht Horst in der „dramatischen Entwicklung“ bei der Arbeitsverwaltung. Was „Arbeitslosengeld II“ und Kürzungen bei kommunalen Beschäftigungsprogrammen für die berufliche Zukunft der Menschen mit Behinderungen und die BQG-Projekte bedeuten, ist noch nicht ganz klar. Der Geschäftsleiter bleibt aber zuversichtlich. Auch bisher sei es ihm immer gelungen, Nischen zu nutzen, ohne sich zu stark am vorgegebenen System zu orientieren. Wichtig sei die Frage „Wie kann das System helfen, Probleme der Bewohner - z.B. Arbeitslosigkeit - zu lösen?“

Ralf Horsts Vision: „Menschen mit Behinderung in normale Betriebe zu bringen.“ Das Integrationsunternehmen der Beschäftigungsgesellschaft könnte als Modell dafür dienen, wie es geht. Die Unternehmen der Region sind nach Horsts Erfahrung viel aufgeschlossener als erwartet. Und seine Erfahrung mit den Mitarbeitern in der BQG sei, dass man Menschen mit Behinderung viel mehr zutrauen könne, als bisher vermutet. „Die werden alle unterschätzt.“ Manchmal gebe es einfach zuviel Fürsorge und dann eine Unterforderung. Betreuer sollten behinderte Menschen viel stärker ernst nehmen und nicht mehr ihre eigene Wichtigkeit darüber definieren.

Ester Soth ist Diplom-Journalistin und arbeitet als Redakteurin beim Evangelischen Pressedienst (epd).

Ralf Horst, 52 Jahre alt, ist Geschäftsleiter der gemeinnützigen Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft Hephata mbH. Nach einer Ausbildung zum Großhandelskaufmann brachte ihn ein Praktikum in der Behindertenarbeit auf die Idee, in diesem Bereich zu arbeiten.

Der gebürtige Mönchengladbacher kam 1973 als 22-jähriger nach Hephata. Berufsbegleitend ließ er sich dort zum Heilerziehungspfleger und Heimleiter ausbilden und übernahm das erste Übergangwohnheim, in dem lernbehinderte

junge Erwachsene für ein selbstständiges Leben „trainierten“.

1978 wurde Horst Abteilungsleiter für „nachgehende Betreuung“ für ehemalige Bewohner, die in Wohngemeinschaften oder eigene Wohnungen ausgezogen waren. 1983 übernahm er den neuen Arbeitszweig „Spendenverwertung“, der zur Schaffung von Arbeitsplätzen gegründet wurde. 1997 entstand daraus die Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft, deren Geschäftsleiter Ralf Horst ist.



Exklusion aus Tradition

(...) Zwei weitere Merkmale charakterisieren das Selbstverständnis von Anstalten und ihren Exklusionscharakter, und auch hier wirken Ideen des 19. Jahrhunderts trotz aller organisatorisch-professionellen Fortschritte bis in die Gegenwart hinein. Johann Hinrich Wichern hat 1868 ausführlich sein Konzept einer Rettungsanstalt dargelegt und damit bleibende Impulse für die heutige Anstalts- und Heimkultur gegeben. Das Zusammenleben in der Anstalt sollte sich nach Wichern im Sinne eines Familienprinzips gestalten, das die „Gliederung einer größeren Kinder-masse in kleinere Wohnkreise“ ermöglicht.

Was hier als Grundmuster für die spätere Heimerziehung von Kindern entwickelt wurde, hat sich in der Folge dann auch in solchen Einrichtungen durchgesetzt, die als Dauerbleibe für erwachsene Menschen mit unterschiedlichem Hilfebedarf dienen. Die kleinen Sozialgemeinschaften in Anstalten und Heimen fügen die Insassen zu einer familienähnlichen Formation zusammen, die durch einen ‚Hausvater‘ und eine, die Hauswirtschaft leitende, ‚Hausmutter‘ geführt wird. Den auf diese Weise geführten Menschen wird damit unabhängig von ihrem Alter ein Kindstatus zugewiesen, der ihnen, sofern sie im Erwachsenenalter sind, die vollen Rechte eines erwachsenen Bürgers vorenthält.

Ein weiteres Merkmal für Exklusion durch eine anstaltsmäßige Organisation ist bei Wichern wahrzunehmen. Anstalten sollten am Rande oder außerhalb der Städte errichtet werden. Damit werden die moralischen Gefährdungen durch das Leben in den Städten vermieden. Eine erzieherisch und therapeutisch heilsame Arbeit in der Landwirtschaft ist nur außerhalb der Stadt möglich und die anstaltseigene Landwirtschaft dient darüber hinaus zugleich der Selbstversorgung der Anstalt. So gewinnt nach Wichern die Anstalt „von selbst die Gestalt eines freundlichen, das Gemüt ansprechenden heimatlich deutschen Dörfchens“.

Bis heute setzt sich dieses Konzept für helfende Institutionen des Typs Anstalt fort. Anstalten verstehen sich als ‚Dorf‘, als ‚Ort zum Leben‘, als ‚Lebensraum‘, ‚Heimat‘ oder ‚diakonisches Gemeinwesen‘, als grünes, parkartiges Sondergebiet, und sie sind Orte, die zum Zeitpunkt ihrer Gründung außerhalb der städtischen Ballungsräume lagen. Hier sollen Menschen möglichst alles vorfinden, was sie zum Leben brauchen, so dass sie nahezu gar nicht darauf angewiesen sind, das Leben mit der bürgerlichen Welt ‚außerhalb‘ teilen zu müssen. Und die bürgerliche Normalwelt ist ihrerseits davon ‚entlastet‘, ihren Alltag mit denen zu teilen, die ‚hinter dem Zaun‘ ihr Eigenleben führen. Für die Menschen

in der Anstalt geht diese ‚Entlastung‘ allerdings einher mit einer Einschränkung ihrer Rechte und Entfaltungsmöglichkeiten.

Zusammenfassend lässt sich mit dem amerikanischen Soziologen Erving Goffman sagen, dass Anstalten die in der modernen Gesellschaft geltende grundlegende Ordnung außer Kraft setzen, „nach der der einzelne an verschiedenen Orten schläft, spielt, arbeitet - und dies mit wechselnden Partnern, unter verschiedenen Autoritäten und ohne einen umfassenden rationalen Plan“. Goffman spricht in diesem Zusammenhang von ‚totalen Institutionen‘, und indem er die ‚Welt der Insassen‘ und die ‚Welt des Personals‘ beschreibt, macht er die gesellschaftliche Funktion und die inneren Mechanismen anstaltlicher Sonderwelten deutlich: „Sie sind Treibhäuser, in denen unsere Gesellschaft versucht, den Charakter von Menschen zu verändern. Jede dieser Anstalten ist ein natürliches Experiment, welches beweist, was mit dem Ich des Menschen angestellt werden kann.“ (...)

Dieser Text ist dem Aufsatz „Diakonie im Kontext von Exklusion“ von Johannes Degen entnommen. Den vollständigen Aufsatz finden Sie im Internet unter: www.hephata-mg.de/Aktuelle_Texte.

7 Thesen

von Prof. Dr. Martin Th. Hahn

Zur Verbesserung der Lebenswirklichkeiten jener Mitbürger, die in sogenannten Komplexeinrichtungen leben

1. **Personen mit geistiger Behinderung**, die in größeren stationären Wohneinrichtungen leben, müssen auch im 21. Jahrhundert damit rechnen, in ihrem Leben **nie mehr eine Chance zu erhalten**, gemeinwesenintegriert wohnen zu können.
2. **Personen mit geistiger Behinderung**, die in größeren stationären Wohneinrichtungen leben, werden in (unterlassenen, geplanten und stattfindenden) Veränderungsprozessen ihrer Einrichtung **wie Gegenstände behandelt**, die man hin- und herschieben kann.
3. **Begründungen des zentralisierten Wohnens** in größeren stationären Einrichtungen müssen im Interesse der dort lebenden Personen mit geistiger Behinderung auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Weiterentwicklungen **permanent hinterfragt, analysiert und kritisch auf ihre Legitimation überprüft werden**.
4. Die **Normalisierung** der Lebenswirklichkeit von Personen mit geistiger Behinderung muss primär **über eine besondere Qualifizierung jener Menschen erfolgen, welche Verantwortung für Veränderungsprozesse tragen**.
5. **Dachverbände** der Träger größerer stationärer Wohneinrichtungen für Personen mit geistiger Behinderung nehmen bei der Veränderung dieser Einrichtungen **eine Schlüsselrolle ein**, die sie nicht oder **nicht intensiv genug nutzen**, den Bewohnerinnen und Bewohner ein Leben „so normal wie möglich“ im Sinne des gemeinwesenintegrierten Wohnens zu ermöglichen.
6. Gelingende **Veränderungsprozesse** größerer stationärer Wohneinrichtungen für Personen mit geistiger Behinderung zu gemeinwesenintegrierten Wohnsituationen sind verschieden, **haben aber gleiche Bausteine**.
7. Die **negativen Auswirkungen der Bioethikdiskussion** auf das Denken in der Bevölkerung über Personen mit geistiger Behinderung und auf Einstellungen zu ihnen **werden durch nicht gemeinwesenintegrierte zentralisierte Wohnsituationen in größeren stationären Einrichtungen verstärkt**.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung aus:

„Die Leute sind ja draußen aufgeblüht...“

- Zusammenfassende Gesamtdarstellung des Projektes USTA - Berliner Beiträge zur Pädagogik und Andragogik von Menschen mit geistiger Behinderung, Band 10, herausgegeben von Martin Th. Hahn, Diakonie-Verlag Reutlingen 2003, ISBN 3-930061-78-3

Text: Prof. Dr. Martin Th. Hahn

Foto: Udo Leist



Die Perspektive wechseln: Die Henne ist das Ei!

Ziele und Wirkungen eines halben Jahrhunderts Hilfen für Menschen mit Behinderung

Text: Prof. Dr. Elisabeth Wacker
Fotos: Hephata-Archiv, Udo Leist,
Uli Pergher, Gettyimages

Perspektiven bestimmen die Wahrnehmung: Der Blickwinkel auf Kompetenzen und Einschränkungen und die Erwartungen an Menschen nehmen Einfluss auf den gesellschaftlichen Umgang mit ihnen, auf die Konzepte der Hilfen bei Unterstützungsbedarf und die entsprechenden Angebote. Dies belegt der Weg, den Deutschland in den vergangenen fünf Dekaden in der Behindertenhilfe gegangen ist.

Die Rücksicht: Von der Versorgung zur Fürsorge

Nach dem Krieg musste das Notwendende getan werden: Die **Versorgung** der physisch und psychisch vom Krieg Versehrten und der Überlebenden der systematischen Vernichtungsaktionen des NS-Regimes war oberstes Gebot. Diese Aufgabe kam den Heil- und Pflegeanstalten zu. Dort richtete man vor allem einen medizinisch-psychiatrischen Blick auf „Störungen“ und ihre Beseitigung.



Wie bei der Krankenversorgung war die Hilfe nach Stationen organisiert. Pflege und medizinisch-therapeutische Versorgung bestimmten das Angebot und die Akteure waren vor allem Ärzte, Pfleger und Krankenschwestern. Der Versorgungsaufgabe nahmen sich aber auch die Wohlfahrtsverbände (wieder) an. Im Dienste der Caritas oder Diakonie boten sie mit ihren traditionsreichen Wohnrichtungen Hilfen zum körperlichen und seelischen Überleben nach dem Prinzip der **Fürsorge**. Pädagogische Förderung und

Pflege traten neben die Idee des Heilens. Die Lebensführung konzipierte man in Wohngruppen, die sich am Familienprinzip orientieren sollten. Ein eigenes Berufsbild gewann Konturen: die **Heil-Erziehung-Pflege**. Die Selbsthilfebewegung der Eltern insbesondere sog. geistig behinderter Kinder erstarkte zusehends, und zu-gleich gerieten klinische Versorgungsstrukturen immer heftiger in Kritik. Mit der Heimenquete kamen die stationär orientierten Hilfeangebote in die Krise, und der systematische Umbau der Hilfen zugunsten kleinerer stationärer, teilstationärer und ambulanter Dienste begann.

Die Umsicht: Normalisierung und Integration

Mit dem Wirtschaftswunder erlaubte man sich auch den Blick in die skandinavischen Nachbarländer und hin zur alltäglichen Lebensführung. Die Behindertenhilfe stellte ihre Angebote auf den Prüfstand nach dem **Prinzip der Normalisierung**. Nun wurde es leichter Lebensphasen wie Kindheit, Jugendalter, Erwachsenenalter und Alter wahrzunehmen und Lebensfelder zu gliedern in Wohnen, Arbeit, Freizeit und Bildung. Neue Aufgaben waren somit reichlich vorhanden. Während aber die Orientierung am „Leben so normal wie möglich“ in den angloamerikanischen und skandinavischen Ländern einen Prozess der De-Institutionalisierung und Individualisierung der Hilfen einleitete, kam es im deutschsprachigen Raum zu einer immer weiterreichenden Differenzierung der institutionellen Versorgungssysteme: Die Versorgungsstandards stiegen, die Sonderwege wurden ausgebaut



und die Sondereinrichtungen effektiviert und optimiert. Ziel der Bemühungen war es, Qualität herzustellen. Aber der Weg wurde beschritten nach Maßgabe der Leistungsanbieter der Rehabilitation. Diese Strategie der **„fürsorglichen Anwaltschaft“** führte als „output“ zu einer tatsächlichen Verbesserung gesetzlicher Ansprüche auf Hilfen. Sie bewirkte auch eine erhebliche Steigerung des finanziellen Aufwands für Unterstützungsmaßnahmen. Der Preis, den behinderungserfahrene Menschen aber für diesen Fortschritt entrichten mussten, war und ist ein dreifacher: die nachhaltige „fürsorgliche Enteignung“ von Kompetenzen, die Verpflichtung auf ein organisationszentriertes Leben und die Des-Integration. Sie sind den Bürgern der Gesellschaft fremd! Und das ist die Wirkung, der „outcome“, der Mühen um gute und immer bessere Qualität der Hilfen!

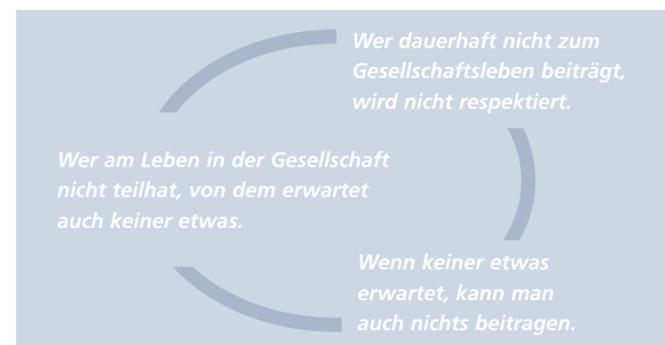
Die Erfolgsgeschichte der deutschen Rehabilitationssysteme in der Nachkriegs-ära ist also janusköpfig. Menschen mit Unterstützungsbedarf erscheinen dort als zu lösende Aufgabe, als in Behinderungs-, Leistungs-, Wohn- oder Arbeitsgruppen zusammengefasstes Problem: eben als Gegenstand der Fürsorge.

Aus dieser Haltung der Hilfeanbieter ergeben sich Konsequenzen für die individuelle Lebensbewältigung der „Objekte ihrer Fürsorge“. Es darf nicht wundern, wenn ihre Kräfte zur Selbstbestimmung, Selbstbehauptung und Selbständigkeit oft wenig entwickelt sind. Denn unter den sozialen Bedingungen eines versorgten Lebens stehen sie vor allem vor Aufgaben, die man als Anpassung an vorgegebene

Regeln und Verhaltensweisen beschreiben kann. Sie machen ihre Sache dann gut, wenn sie sich systemadäquat verhalten. Zugleich schmälern sie aber die Basis ihrer gesellschaftlichen Teilhabe weiter.

Als Bürger anerkannt zu werden bedeutet nämlich auch, dass sich Erwartungen an einen richten. Und Bürger zu sein meint, dass man - nach besten Kräften - seine gesellschaftlichen Aufgaben erfüllt.

Daraus entsteht ein verhängnisvoller Kreislauf der fürsorglichen Behindertenhilfe:



Die einst fortschrittliche Behindertenhilfe „Made in Germany“ ist - nach 150jähriger Geschichte - in ihren Grundorientierungen heute also anachronistisch. Die „Schere“ geht weiter auf zwischen

- dem Fürsorgeparadigma, das auf eine regelgerechte Versorgung zielt und
- dem Selbstbestimmungsparadigma, das Unterstützung nach Maß, nach individuellen Bedarfen und Bedürfnissen, unter Berücksichtigung bestehender Ressourcen und Potentiale erfordert.

Denn nicht mehr maximale Versorgung, sondern optimale Unterstützung zur Teilhabe in der Gesellschaft heißt das neue Ziel. Dieser Perspektivenwechsel stützt sich auf eine gewandelte Sicht auf Behinderung.

Perspektivenwechsel: Der neue Blick auf Behinderung

Das Phänomen „Behinderung“ wird heute zunehmend differenzierter betrachtet. Man begreift sie nicht mehr als direkte Folge von Schädigungen, sondern betrachtet das Zusammenwirken bio-psycho-sozialer Aspekte und der jeweiligen Umweltvariablen. Schädigungen wirken also im jeweiligen Lebenszusammenhang unterschiedlich. „Behindert“ ist entweder, wer nicht in den Regelsystemen funktioniert und daher aus ihnen ausgeschlossen wird oder wer auf Barrieren trifft, die den Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe zusätzlich erschweren.

zuvollziehen in subjektiv relevanten gesellschaftlichen Lebensbereichen. Dafür müssen viele Faktoren zusammenwirken, die außerhalb der Person liegen: öffentliche Infrastrukturdienste (Gesundheits-, Sozial- und Bildungseinrichtungen), „soziale Regeln“ (Gesetze, Verordnungen und Rechtsprechung, aber ebenso Werte und Verhaltensweisen), „Natur“ (Geographie, Klima, Zeit) und „Entwicklungsstand“ einer Umwelt (Architektur, Städteplanung, Landentwicklung und Technologie).

vollziehen in subjektiv relevanten gesellschaftlichen Lebensbereichen. Dafür müssen viele Faktoren zusammenwirken, die außerhalb der Person liegen: öffentliche Infrastrukturdienste (Gesundheits-, Sozial- und Bildungseinrichtungen), „soziale Regeln“ (Gesetze, Verordnungen und Rechtsprechung, aber ebenso Werte und Verhaltensweisen), „Natur“ (Geographie, Klima, Zeit) und „Entwicklungsstand“ einer Umwelt (Architektur, Städteplanung, Landentwicklung und Technologie).



Mit diesen oder gegen diese Variablen kann man versuchen, selbständig und selbstbestimmt sein Leben zu führen.

Dies hat Konsequenzen für die Ausgestaltung der Rehabilitation. Denn der Maßstab ihrer guten Qualität ist zualterererst die gelingende Teilhabe am Leben in der Gesellschaft. Behindertenerfahrene Menschen verlieren ihren Status als Fürsorgeempfänger und gewinnen stattdessen das Recht auf Gleichwertigkeit als Bürger bei Verschiedenheit.

„Behinderung“ wird damit relativ und relational. Ihre Messlatte ist nicht mehr die Funktionsfähigkeit bezogen auf physische oder psychische Erwartungen an eine Person, sondern die gelingende **Partizipation**, also die individuell erfahrbare Teilhabe an Lebens-

Die Folge dieses Perspektivenwechsels ist, dass Hilfe zukünftig von den Diensten der Behindertenhilfe nicht mehr - in paternalistischer Weise - fürsorglich entwickelt und erbracht werden darf. In Umfang und Qualität muss sie vielmehr so beschaffen sein, dass sie Menschen mit besonderem Unterstützungsbedarf in die Lage versetzt, als freie Staatsbürger nach ihren Möglichkeiten ein selbstbestimmtes Leben zu führen.



Die Aussicht: Selbstbestimmung und Teilhabe

Die Zeit der „Sorgenkinder“ ist abgelaufen. Seit 1994 findet sich im Grundgesetz (GG Art 3,3 (2)) das **Benachteiligungsverbot**, das dem Personenkreis der Menschen mit Behinderung gesetzlich zu unterbinden schafft aber erst den Ausgangspunkt für Gleichstellung. Achtsamkeit im zwischenmenschlichen Geschehen, Respekt beim alltäglichen Miteinander und eine solidarische Haltung gegenüber einer Personengruppe, die mit Unterstützungsbedarf lebt, müssen noch wachsen. Ihre Persönlichkeit, die Verschiedenartigkeit der Individuen, die



Eine neue Wende zum Menschen wird erforderlich.

Wer derzeit ins System der Hilfen gelangt, wird dort pauschal versorgt nach dem Prinzip des „one size fits all“ (Jedem das Gleiche). Damit werden nennenswerte Personenkreise „**überversorgt**“ und zugleich andere „**unterversorgt**“. Der einzelne Mensch bleibt auf der Strecke. Die „Wende zum Menschen“ wird also derzeit nicht aus dem System der Rehabilitation heraus vollzogen, sondern von den Behinderungserfahrenen selbst. Sie fordern ihre Unterstützer auf, sich an der Perspektive der Betroffenen zu orientieren. „Nichts über uns ohne uns“ ist ihr Slogan. Im Kern geht es dabei um eine Neuverteilung der sozio-ökonomischen Machtverhältnisse. Behinderungserfahrene Menschen wollen endlich eine Stimme bekommen, gehört werden und wählen dürfen, was für sie hilfreich ist. Damit wächst ihnen zugleich mehr Verantwortung für ihr Leben zu.



Unterschiede ihrer Kompetenzen und Unterstützungsbedarfe und ihrer Lebensentwürfe und -lagen wahrzunehmen ist dafür ein guter Nährboden.

Wenn so der Blick geschärft wird für gegebene oder potentielle Ressourcen in jeder Person und ihrer Umwelt muss Behindertenhilfe sich neu justieren. Ihre neue Aufgabe lautet, die Verwirklichung gesellschaftlicher **Inklusion** zu fördern. Inklusion bedeutet aber generell Anteil zu haben an den Rechten und Pflichten, die jedes Gesellschaftsmitglied hat - und das nicht nur formal, sondern im gelebten Alltag (vgl. GIDDENS 1999, 120). Die tatsächlich vorhandenen und verfügbaren **Ressourcen** einer als behindert bezeichneten Person gewinnen damit an Bedeutung.

Der neue Weg der Unterstützung zeichnet sich also ab. Er führt Menschen, deren Leben von Abhängigkeit in vielfacher Weise geprägt wird, in die autonome Lebensführung. Dazu bedarf es eines Emanzipationsprozesses. Denn „Fit fürs Leben und frei zum Handeln“ wird keiner geboren.



Das Erkennen eigener Kompetenzen, Potentiale und Bedürfnisse muss sich also entwickeln können. Planungskompetenz, Selbstorganisation und Eigeninitiative fallen nicht vom Himmel, sie gründen vielmehr in Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl. Sich selbst aus einem Sumpf zu ziehen, gelingt nur dem Lügenbaron! Auch Selbstbestimmung entsteht nicht ohne fremde Hilfe! Dafür bedarf es neuer Helfer, die auf der Basis individueller Lebensplanung Selbsthilfe und Selbstbestimmung unterstützen, die eine Art Schatzsuche betreiben, nach vorhandenen oder erschließbaren Kompetenzen der Behinderungserfahrenen und die als Lotsen dienen, damit die geeignete Unterstützung für ein Leben so selbständig wie möglich nutzbar wird.

Hilfe muss maßgeschneidert werden. Und zwar nach der Maßgabe der Nutzer. Die sozialen Dienstleister müssen sie in einer Weise erbringen, die ihre Kunden befähigt, neue Chancen zu nutzen, ihren Verpflichtungen nachzukommen, aber auch ihre Risiken zu kennen und selbst einschätzen zu lernen.

Das Leben wirklich in die eigene Hand zu nehmen gelingt aber nicht, ohne über die dafür notwendigen Ressourcen und Gestaltungschancen zu verfügen. „Rechte ohne Ressourcen zu besitzen ist ein grausamer Scherz“, mahnt RAPPAPORT (1985).

Sollen aber Rechte und die Verfügung über Ressourcen zueinander finden, müssen auch die professionellen Helfer einen Beitrag leisten. Sie müssen sich von zwei Ideen verabschieden, nämlich dass man für gesellschaftliche Integration kämpfen

könne, indem man die behinderungserfahrenen Menschen auffordert, ihre Verschiedenheit nach den gesellschaftlichen Erwartungen zu verändern und dass man sie vor Problemen aller Art schützen könne, indem man - vorsorglich - Lebensrisiken und mögliche Enttäuschungen vermeidet.

Die notwendigen „Mittel zum Schmieden des eigenen Glücks“ für die von Behinderung Betroffenen sind materielle, emotionale und soziale Ressourcen: Geld, Anerkennung und Teilhabe!

Über diese **Steuerungsinstrumente eines Angebotswandels** müssen sie verfügen, damit sie zu Akteuren ihres Lebens werden können. Damit diese Entwicklung gelingen kann ist aber eine Kehrtwende des Versorgungssystems erforderlich, die in Deutschland bislang noch nicht ernsthaft vollzogen wird. Es geht um eine neue Verteilung von Macht.

Aristoteles schrieb in seiner „Nikomachischen Ethik“: „Wer eine Wohltat empfängt, steht unter dem Geber“ (1124b). Wohltätig erscheint die aktuelle Umsetzung der Leistungsgestaltung. Leistungsberechtigte stehen außen vor, wenn Leistungsträger und Leistungserbringer in Verhandlung treten.

Das im Jahr 2001 in Kraft getretene Neunte Sozialgesetzbuch (SGB IX) nimmt hier einen Richtungswechsel vor. Es verfügt, dass Leistungsanbieter, Leistungsträger und Leistungsempfänger miteinander in Verhandlung treten sollen. Eine „Sogwirkung“ bei der notwendigen Umsteuerung des Hilfesystems könnte dann entstehen, wenn sich der Geldfluss durch direkte Zahlungen an Nutzer verändert. Diesen Weg haben im europäischen Raum in den vergangenen Jahren vor allem die Niederlande, England und skandinavische Länder konsequent beschritten. Bereits seit Jahren sammelt man

dort Erfahrungen mit einem „Persönlichen Budget“ oder mit „Direct Payments“. Obwohl sie auf unterschiedlichen Sozialsystemen basieren, bleibt allen Modellen gemeinsam, dass sie neue Machtverteilungen schaffen wollen: Die behinderungserfahrenen Menschen sollen in die Lage versetzt werden, ihre eigenen Wege zu gehen und ihre eigene Unterstützung zu organisieren. Dafür können sie ein eigenes Budget einsetzen, das sie selbst oder gemeinsam mit einem Kreis von Freunden verwalten.

In all diesen Ländern haben sich inzwischen - neben der Veränderung der Geldströme - die Versorgungssysteme gewandelt. Es entstand kein Schlaraffenland, aber unabhängige Beratungssysteme wurden aufgebaut, mehr und mehr niedrigschwellige ambulante Dienste eingerichtet, das Angebot barrierefreier Wohnungen und Zugänge zu öffentlichen Räumen und anderen Dienstleistungszentren wuchs (vgl. SOCIALSTYRELSEN 2002). Und keines dieser Länder möchte die Entwicklung zurückdrehen.

In Deutschland steckt die Idee des Persönlichen Budgets noch in den Kinderschuhen. Aber man hat sich - wenn auch zunächst zögerlich - auf den Weg gemacht, das traditionelle System der Wohlfahrtspflege neu zu organisieren zugunsten der Menschen, die als behindert



bezeichnet werden. Sie sollen mit einem „Persönlichen Budget“ die Chance erhalten, selbst zu entscheiden, was für sie hilfreich ist und was für sie Teilhabe bedeutet.

Zugehörigkeit und Respekt sind wesentliche Elemente von Lebenszufriedenheit und Wohlbefinden. Also wählte das SGB IX zu recht die „Partizipation“ als Orientierungsgröße für Fürsorge und als Benchmark für gelingende Unterstützung und individuelle Lebensqualität. So führt es die organisierte Behindertenhilfe und ihre Protagonisten auf neue Wege. Denn Zugehörigkeit entsteht durch Teilhabe und ist nicht ihre Vorbedingung.

An ihren Früchten, an Ihrer Wirkung auf Partizipation, wird man zukünftig die Qualität von Rehabilitation erkennen.



Die **Definitionsmacht** der in diesem Sinne **geeigneten Hilfen** in die Hand der Anspruchsberechtigten zu legen bedeutet zugleich, Diskriminierung abzubauen. Damit gerät allerdings das über Jahrzehnte gepflegte Anbietermonopol der organisierten Behindertenhilfe ins Wanken. Will sie ihre **Glaubwürdigkeit bewahren**, muss sie zukünftig uneigennützig alles dafür tun, dass Menschen mit Behinderungserfahrung in ihrer Lebensführung tatsächlich eine Wahl haben, dass sie im Leben der Gesellschaft eine Rolle spielen und dort Anerkennung finden. Dafür muss sie zustimmen, dass ihre Klienten bei der Produktion der Dienstleistung eine wesentliche Rolle spielen, dass sie an der Hilfeplanung teilnehmen und bei der



Ewald Hölscher im Gespräch mit Ministerpräsident Peer Steinbrück über das „Behinderten Projekt der Versicherer im Raum der Kirchen“
Foto: privat

Gleichstellung auch bei Versicherungen...

... ein weiterer Schritt in die richtige Richtung für Menschen mit Behinderungen

Hilfegestaltung mitwirken. Sinn ebenso wie Effektivität und Effizienz sozialer Dienstleistungen hängen nämlich von Handlungsweisen und Bewältigungsstrategien ab, die Klienten und Dienstleister verbinden. Die Institutionen der Behindertenhilfe müssen sich dafür wandeln von Sondereinrichtungen zu Kompetenz- und Ressourcenzentren.

Macht auf diesen neuen Wegen der Einsatz von Geld Sinn?

- Geld macht dann keinen Sinn, wenn es weiterhin alleine um den Versuch geht, die Spirale der Leistungen höher zu schrauben. Geld macht aber Sinn, wenn es gelingt, es nach Maß einzusetzen für die individuellen Bedarfe und Bedürfnisse behinderter Menschen.

- Dazu benötigen sie die Macht, die ein gleicher Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen festigt. Sie benötigen die Chance, über Art und Einsatz der für sie geeigneten Unterstützung zu entscheiden und die Möglichkeit zu bestimmen, was tatsächlich für sie eine Behinderung bedeutet und wie sie ihr Leben unter den Bedingungen ihrer Verschiedenheit führen wollen.

- Sinn der Steuerungsinstrumente Macht und Geld muss unbedingt sein, gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Respekt, Solidarität und Engagement als Wirkfaktoren des gesellschaftlichen Miteinanders entstehen nämlich bei der Teilhabe und sind nicht ihre Voraussetzung.

Es geht nicht um Henne oder Ei, sondern die Antwort auf dieses Menschheitsrätsel lautet:

DIE HENNE IST DAS EI!

Elisabeth Wacker

Prof. Dr. Elisabeth Wacker lehrt seit 1996 Rehabilitationssoziologie an der Universität Dortmund. Davor leitete sie die Forschungsstelle „Lebenswelten behinderter Menschen“ an der Universität Tübingen. Sie ist ebenso engagiert bei der konkreten Umsetzung neuer Konzepte für die Unterstützung von Menschen mit Behinderungserfahrung.

Literatur:

GIDDENS, ANTHONY (1999): *The Third Way. The Renewal of Social Democracy.* Frankfurt/IM.
 RAPPAPORT, JULIAN (1985): *Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit. Ein sozialpolitisches Konzept des Empowerment anstelle präventiver Ansätze.* In: *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis* 2, 257-278.
 SOCIALSTYRELSEN (NATIONAL BOARD OF HEALTH AND WELFARE)(2002): *Social Services in Sweden 1999. Needs - Interventions - Development.* Stockholm. www.sos.se/fulltext/0077-018/kap6.htm, 20.08.2002
 WORLD HEALTH ORGANIZATION (WHO)(2001): *International Classification of Functioning, Disability, and Health (ICF).* Geneva.

Sehr geehrte Eltern und Betreuer/innen,

mit der August-Post erhielten Sie die Information über die Versicherungsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderung.

Wir möchten Sie noch einmal auf diese Möglichkeiten hinweisen und geben Ihnen die einzelnen Tarife nachstehend zur Kenntnis. Nutzen Sie bitte die Antwortkarte aus der August-Post und fordern unseren, für Sie zuständigen, Berater an:

Den Alltag ein Stück sicherer machen

Ganz ohne die Unterstützung der Politik hat die Ev. STIFTUNG HEPHATA das Thema „Finanzielle Absicherung von Menschen mit Behinderungen“ angesprochen und moniert, dass Dienstleistungsunternehmen - so auch Versicherungen - um Menschen mit Behinderungen bislang „einen Bogen machten“.

Zum Beispiel bei der Sterbegeld- und Unfallversicherung waren behinderte Menschen bislang überhaupt nicht versicherbar. Versicherungsanträge wurden bestenfalls von vornherein abgelehnt oder auch in vielen Fällen angenommen, um erst im Schadenfall (z. B. bei einem Unfall) die Aussage zu treffen, dass die geistig behinderte versicherte Person überhaupt nicht versicherungsfähig sei. Konsequenz: Trotz Versicherungsvertrag und Beitragszahlung zahlte die Versicherung keinen Euro.

Der Partner: Die Versicherer im Raum der Kirchen

Jetzt bietet die Ev. STIFTUNG HEPHATA gemeinsam mit den Versicherern im Raum der Kirchen, BRUDERHILFE - PAX - FAMILIENFÜRSORGE, diese Versicherungen speziell für Menschen mit Behinderungen an:

1. Unfallversicherung: Anders als sonst werden Menschen mit Behinderungen nicht automatisch vom Unfallversicherungsschutz ausgeschlossen. Durch diese Versicherungsart können finanzielle Folgen eines Unfalles abgemildert werden.

2. Sterbegeldversicherung: Diese Vorsorge für den Todesfall hilft Hinterbliebenen, die steigenden Bestattungskosten aufzufangen. Gerade heute, wo die Leistungen der Sozialkassen in diesem Bereich gekürzt bzw. gestrichen worden sind, ist diese Vorsorgeform sinnvoll. Die Besonderheit bei den Versicherern im Raum der Kirchen auch hier: Auf eine Gesundheitsprüfung für Menschen mit Behinderungen wird verzichtet.

3. Spezielle Haftpflichtversicherung: Sie leistet auch bei Deliktsunfähigkeit Schadenersatz. Bei „normalen“ Haftpflichtversicherungen gab es in der Vergangenheit das Problem, dass die Anspruchsteller aufgrund der Deliktsunfähigkeit des behinderten Menschen auf „ihrem Schaden sitzen blieben“.

Juristisch ist dies wohl korrekt - für das Bild behinderter Menschen in unserer Gesellschaft ist dies jedoch katastrophal. Auch hier haben die Versicherer im Raum der Kirchen somit ein Produkt geschaffen, das dem Ziel der „Gleichstellung“ von Menschen mit Behinderungen ein Stück weit näher kommt.

Die Versicherer im Raum der Kirchen sind aus dem Selbsthilfegedanken heraus entstandene Unternehmen, die sich in erster Linie überall dort engagieren, wo kirchlich soziale Ziele artikuliert werden. Mit diesen Unternehmen hat die Ev. STIFTUNG HEPHATA einen echten Partner gefunden. Andere überwiegend gewerblich ausgerichtete Versicherungsunternehmen hatten wenig Interesse an diesen neuen Produkten.

Haben Sie Interesse an diesem Thema? Wünschen Sie weiterführende Informationen? Die Versicherer im Raum der Kirchen haben einen speziellen Ansprechpartner, der sich fast ausschließlich um die Belange der Versicherungen für Menschen mit Behinderungen kümmert:

Herr Ewald Hölscher,
Gadderbaumer Str. 37, 33602 Bielefeld,
beantwortet gerne Ihre Fragen unter der
Telefonnummer (05 21) 9 14 96 -13.



Fotos: Dieter Kalesse

Nach vorne gedacht

H. Christophel: Die nächsten Jahre werde ich in meinem Wohnheim bleiben. Dann habe ich vor in eine Außenwohngruppe zu ziehen, wo die Betreuer nicht mehr rund um die Uhr da sind. Ich will dann alles selbstständig machen. Die Außenwohngruppe soll Endstation sein. Wenn ich ganz alleine wohnen würde, wäre die Gefahr, dass ich vereinsame.

Ich will auf jeden Fall bis zur Rente in der WfbM Freiligrathstraße bleiben, da ich den Anforderungen auf dem ersten Arbeitsmarkt niemals gewachsen wäre.

K. Fußbach: Ich möchte in der Zukunft erst mal in der Volksgartenstraße wohnen bleiben. Später will ich vielleicht in ein Wohnprojekt ziehen. Ich will da wohnen, wo ich sicher bin.

Ch. Munzert: Meine Zukunft stelle ich mir ganz anders vor, z. B. dass ich entweder ausziehe oder in der WG wohnen bleibe. Ich kann fast alles selbst: kochen, waschen, putzen, Rasen mähen und den Garten in Ordnung bringen. Seitdem ich meine erste Zukunftsplanung gemacht habe, werde ich demnächst meine zweite Zukunftsplanung machen. Ich arbeite jetzt vor für meine Zukunft.

H. Aring: Ich möchte in der Bachstraße wohnen bleiben, da kommt ab und zu mal ein Mitarbeiter vorbei. Ich möchte auch weiterhin bei der Seidenmalerei auf der Erttstraße bleiben.

M. Houben: Ich würde gern irgendwann in eine eigene Wohnung ziehen, vielleicht auch von Hephata wegkommen. Berufsmäßig würde ich gern was Kreatives machen und nicht im Lager sitzen. Das ist auf Dauer nichts für mich.

W. Soumagne: Wenn ich Rentner bin, dann möchte ich endlich mal entspannen und lange ausschlafen. Ich würde gern mal wegfahren, Touren machen und mehr schreiben.

K. Fußbach: Ich möchte für immer und ewig in der WfbM am Tippweg in Rheydt bleiben. Das Berufsleben ist für mich sehr wichtig. Ich bleibe für immer und ewig in der Zeitungsredaktion.

M. Port: Ich will in Hardt wohnen bleiben, in der Villa Luise. Ich will auch immer am Tippweg weiterarbeiten.

A. Wirth: Ich möchte in der nächsten Zeit in eine Außenwohngruppe ziehen. Das soll nicht die Endstation sein, sondern ich möchte auch mal eine eigene Wohnung haben. Die Freiligrathstraße soll auch nicht die Endstation sein, aber leider gibt es wenige Berufe ohne Zeitdruck. In der Zukunft soll es mehr Gleichstellung geben.

H. Christophel: Gleichstellung zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen.

C. Munzert: Es soll mehr Selbstbestimmung für Menschen mit Behinderung

geben und diese soll mit völkerrechtlichen Grundgesetzen vereinbart werden.

H. Aring: Es soll mehr rollstuhlgerechtere Orte geben, z.B. Kinos, Aussichtspunkte, Toiletten, Busse, Restaurants etc..

C. Munzert: Rollstuhlgerechte Orte sollen im Grundgesetz festgeschrieben werden und dass man Menschen mit Behinderung hilft.

H. Aring: Es sollen im Bus schwer behinderten Menschen Plätze angeboten werden. Bei Hephata soll in der Zukunft jeder machen können, was er will.

Ch. Munzert: In der Zukunft soll Hephata regulär aussehen, z.B. dass alte Häuser abgerissen werden und dafür Wohnhäuser mit Einkaufszentren, Kino, Schwimmbad und Spielplatz entstehen.

Die Seite 20 des HephataMagazins wird verfasst vom Redaktionskreis der Bewohnerzeitung „Zukunftsleben“.

Diesem gehören an: Heike Aring, Holger Christophel, Kai Fußbach, Marco Houben, Hans Kirchrath, Hans Meuser, Christoph Munzert, Manfred Port, Wolfgang Schaffranitz, Sandra Simons, Wolfgang Soumagne, Achim Wirth, Frank Wirth;

unterstützt wird der Redaktionskreis von Uschi Guggenmos und Silvana Rasche.



Text: Sonja Zeigerer
Fotos: Dieter Kalesse, Udo Leist

Betriebsstätte Erttstraße

Hephata-Werkstätten: ZERTIFIZIERT!

Die Industrie fordert sie, Konzerne sind angehalten nur noch mit Firmen zu arbeiten, die sie haben, um auf dem Markt mithalten zu können brauchen sie folglich auch immer mehr Firmen - die Rede ist von der Zertifizierung einer Organisation durch den TÜV nach der DIN EN ISO 9001:2000.

Was genau ist die DIN (Deutsches Institut für Normung) EN (European Norm) ISO (International Standard Organisation) 9001:2000?

Am 15. Dezember 2000 trat (u.a.) die, von der internationalen Organisation für Normung (ISO) erstellte Norm 9001:2000 in Kraft. Diese Norm beschreibt die Anforderungen an eine Organisation, ein Qualitätsmanagementsystem. Solch ein System ist für die Ausrichtung und Lenkung einer Organisation, für die Festlegung von Qualitätspolitik und -zielen und deren Erreichung in Bezug auf Qualität zuständig. Der Begriff Qualität bezieht sich auf die für den Kunden bereitgestellten Produkte und Dienstleistungen mit allen Prozessen und Firmenbereichen, die zu deren Erstellung notwendig sind. Das Qualitätsmanagement umfasst also das gesamte Unternehmen.

Die Grundsätze zum Erreichen der Qualitätsziele sind beispielsweise Kundenorientierung, Einbeziehung der Personen, prozessorientierter Ansatz und Lieferantenbeziehungen zum gegenseitigen Nutzen.

Am 23. Mai dieses Jahres war es soweit: Die Hephata Werkstätten gGmbH erhielt nach nur einem einjährigen Projektverlauf das offizielle Zertifikat vom TÜV Rheinland.



Zwei Fragen an Dieter Püllen, den Leiter der Hephata Werkstätten gGmbH, und Matthijs Kramer, den Qualitätsmanagement-Beauftragten der Werkstätten:

Was für einen Nutzen hat das Qualitätsmanagement für die Werkstätten?

Püllen: „Die Hephata Werkstätten wollen in die erste Liga“, so lautete die Headline der Presse zur Kick-Off-Veranstaltung. Wir sind diesem Ziel durch die Erreichung der Zertifizierung ein ganzes Stück näher gekommen.

Durch die Implementierung industrieoptimierter Prozesse und die beschriebenen Verfahrens-abläufe der beiden Hauptprozesse „Produktion“ und „Reha-Dienstleistung“ können wir den allgemein üblichen Standard sicherstellen und diesen sogar noch in Zusammenarbeit mit unseren Kunden optimieren.

Der Prozess hatte im Februar 2002 mit der Kick-Off-Veranstaltung begonnen, bei der die Notwendigkeit der Einführung eines Qualitätsmanagementsystems den MitarbeiterInnen verdeutlicht wurde. Danach entstanden Arbeitskreise, bestehend aus Angestellten, die auf freiwilliger Basis mit-

arbeiteten und Vorschläge für die einzelnen Prozessbeschreibungen erstellten. Diese wurden dann in den Projektleitungsausschuss (kurz: PLA) weitergeleitet, der sich aus Angestellten aller Betriebsstätten und Hierarchieebenen und dem Werkstattrat zusammensetzte. Das erste Audit des TÜV fand im März 2003 statt, womit die Zertifizierung begann. Von den sechs Hephata-Werkstätten wurden bis Mai drei zertifiziert, im nächsten Jahr

Kramer: Durch dieses System können wir organisierter und effektiver arbeiten, da wir nun klare Strukturen in den Produktionsbereichen haben, mit denen sich alle Angestellten identifizieren.

Identifikation aller Angestellten mit einem neuen System - ist das nicht eher utopisch?

Kramer: Das ist es nicht. Ein solches System darf den Menschen natürlich nicht von „oben“ aufgedrückt werden, deshalb hatten auch alle die Möglichkeit an dem Prozess in Kleingruppen mitzuarbeiten.

Püllen: Das Erreichen der Zertifizierung wäre nicht möglich gewesen ohne den Einsatz aller Mitarbeitenden der Werkstätten.

werden die übrigen drei auditiert, so kontrolliert der TÜV regelmäßig, ob die Anforderungen der ISO-Norm in einem Betrieb erfüllt werden.

Sonja Zeigerer ist Öffentlichkeitsreferentin der Evangelischen Stiftung Hephata



Anfänger, Amateure und Profis

Hephatas Kunstprojekte begeistern durch ihre Vielseitigkeit



Strichstärke

Landschaften aus Seide, Farbexplosionen, Collagen aus Fotos, Wachsstiften und Acryl - die Ausstellung, die im August im Gebäude der Hephata-Verwaltung stattfand, hatte für jeden Geschmack etwas zu bieten. Die Bilder gehören den Künstlern der Malgruppe Strichstärke, die 1997 von der Textildesignerin und Heilerziehungspflegerin Barbara John gegründet wurde und sich im Laufe der Jahre mit diversen Ausstellungen einen Namen gemacht hat.

Strichstärke - das bedeutet Hemmschwellen überschreiten, Konstanz entwickeln, mit anderen kommunizieren und natürlich Spaß haben an der Kunst. Mittlerweile besteht die Gruppe aus 10 festen Mitgliedern, die in der Vergangenheit schon viele Barrieren überwinden mussten. „Besonders stolz sind wir auf die Konstanz, mit der nun schon seit sieben Jahren unsere Treffen stattfinden. Anfangs hatten wir nämlich ein eher kunst-untypisches Ambiente, wir trafen uns in Gruppenräumen oder Speichern, in denen wir soviel Zeit mit Auf- und Abbauen verbringen mussten, dass meist kaum Zeit zum Malen blieb.“ Sozialpädagogin Yvonne Klaffke, die 1998 zu der Gruppe dazustieß, beschreibt voll Eifer den „Werdegang“ der Gruppe. „Irgendwann landeten wir dann im mittlerweile abgerissenen



Bodelschwingh-Haus, hier hatten wir die besten Voraussetzungen.“ Denn es gab einen eigenen Raum für die Künstler, jeder hatte seinen eigenen Tisch, nach den Treffen konnte alles stehen und liegen bleiben. Zur Zeit ist das Tersteegen-Haus auf dem Metzweg in Mönchengladbach die neue Heimat der Strichstärke. „Hier müssen wir uns zwar den Raum mit einer anderen Gruppe teilen, aber wir sind froh und dankbar, dass es überhaupt einen



Ort für die Gruppe gibt.“ Finanziert wird Strichstärke von Mopäd, den Mobilien Pädagogischen Diensten der Stiftung, die für die Materialkosten aufkommen. Zusätzlich gibt es seit neuem einen Kulturfond der Stiftung, der solche Projekte unterstützt. Klaffke und John besuchen immer wieder Fortbildungskurse, in denen sie neue Techniken des Malens und Gestaltens lernen und diese dann an ihre „Schüler“ weitergeben. Und das mit Erfolg: Bei der Ausstellung in der Verwaltung wurden fünf Bilder verkauft.

Zur Gruppe Strichstärke gehören: Simone Geng, Dirk Hast, Steffi Thönessen (auch privat ein Paar), Marco Houben, Ina Strackeljahn, Christoph Klein, Hans-Willibert Herb, Thomas Zoch, Günther Menz, Natascha Weitig.

Querformat '95

„Querformat '95“ heißt die 1995 gegründete Künstlergruppe, die sich unter der Leitung der bekannten Düsseldorfer Künstlerin Bärbel Esser im Laufe der Jahre einen Namen gemacht hat.

Kunst als persönliche Ausdrucksform nicht als Therapie ist die Idee, die dahinter steckt. Das Ausleben der eigenen Kreativität bewirkt positive Effekte auf die Entwicklung der Persönlichkeit genau wie bei Menschen ohne Behinderung. Es gibt Glücksmomente, eine Steigerung des Selbstwertgefühls, es entwickelt sich eine Ausdauer, die das Alltagsleben enorm erleichtern kann.

„Die Palette der zu Papier gebrachten Ergebnisse ist reichhaltig, sie umfasst gestische Improvisationen, abstrakte Gebilde, Expressives und themengebundene narrative Bildwelten.“ Esser, die sich nicht als Leiterin, sondern als Begleiterin und Assistentin der Gruppe sieht, assistiert den Mitgliedern mit viel Geduld und Einfühlungsvermögen. Sie macht sie mit verschiedenen Maltechniken und Materialien vertraut und dreht ihnen auch mal ab und zu eine Zigarette - ihr Verhältnis zueinander scheint sehr vertraut, sind doch die meisten von ihnen schon seit der Gründung dabei. Die Künstler haben in den letzten Jahren viel Professionalität dazu gewonnen, wohl auch durch die immer häufigere Teilnahme an Ausstellungen, z.B. im Palais am Festungsgraben, Berlin, oder im Finanzministerium NRW, Düsseldorf.

Bei der Vermarktung der Bilder hilft mit Sicherheit auch der Web-Auftritt der



Text: Sonja Zeigerer Fotos: Udo Leist, Britta Schmitz

Gruppe, unter www.querformat95.de werden die einzelnen Künstler portraitiert und auch viele ihrer Werke vorgestellt. Die Erfolge verdankt die Gruppe zu einem großen Teil der Düsseldorferin, der nun schon seit neun Jahren kein Aufwand zu groß ist, zweimal pro Woche fährt sie mit dem Zug von Düsseldorf nach Mönchengladbach, um „ihren“ Künstlern zu assistieren.



„Beim Erstellen eines Bildes ist der Zeichnende oder Malende vor die unterschiedlichsten Aufgaben gestellt: Das Sich-Einlassen auf den kreativen Prozess im Dialog mit dem künstlerischen Vorgang sein, bedeuten Glücks- und Identitätsgefühl.“ Immer wieder wenn Esser dieses Gefühl bei den Künstlern erlebt, dann weiß sie, dass sich der ganze Aufwand lohnt.

Mitglieder: Thomas Buchem, Günther Lehmann, Klaus Godenschwager, Holger Schroeder, Detlev Edling, Norbert Dünbnier, Hartmut Werner, Kurt Berndt, Wolfgang Hilgers, Barbara Reine
Assistenz: Bärbel Esser

Kunst im Glashaus

Terrakotta-Plastiken, Glas-Objekte, Ytong-Stelen, Edelstahlschmuck, Edelstahl- und Zinkblech-Skulpturen, Heimat-Malerei und Nigerianische Bildwelten - die Ausstellungsreihe „Kunst im Glashaus“ versucht jedem Geschmack etwas zu bieten. Die Reihe begann im Mai des letzten Jahres mit den Werken der Künstler Will Albertz und Thomas Klein. Die Objekte und Skulpturen passten perfekt in die Natur des Garten-Centers Hephata, zwischen kleinen Bäumen und Pflanzen fanden sich zwei Monate lang die Kunstwerke, ein neues Konzept war entstanden. Kunst im ungewohnten Umfeld, Natur und Kultur, die zwei grundlegenden Lebenselemente wurden hier zusammengebracht.

Bei der zweiten Ausstellung im Winter 2002 lautete das Thema „Mensch, Maschine und Natur“.

Die sozialkritischen Ytong-Stelen Rolf Schlesingers beeindruckten ebenso wie sein handgefertigter Edelstahlschmuck, der „wirklich ohne kritischen Hintergrund“ einfach nur die Herzen und Augen der Frauen bezaubern sollte.



Karl Schriefers Bilder und Radierungen waren etwas für die heimatverbundenen Menschen unter uns, großer Beliebtheit erfreute sich hier ein Bild von Mönchengladbach mit den bekanntesten Motiven der Stadt.

Die dritte Ausstellung ging dann das erste Mal über die Stadtgrenzen hinaus. Mit dem Düsseldorfer Künstler Herrmann



Focke, einem Meisterschüler von Prof. Ewald Mataré, wurde „Kunst im Glashaus“ nun auch über Mönchengladbach hinaus bekannt. Einen exotischen Schliff verliehen der Ausstellung die Bilder des Nigerianers Benedict Johnson, zur Zeit des Irak-Krieges vermochten die nigerianischen Motive den Betrachter für eine Weile von den Grauen des Krieges abzulenken. So war auch das Motto der Ausstellung „Kunst spricht eine andere Sprache, die der Kreativität und nicht der Zerstörung.“

Die vierte Ausstellung der Reihe findet noch bis Dezember wie immer im Garten-Center (zu dessen täglichen Öffnungszeiten) statt. Zu sehen sind hier Kunstwerke von Bärbel Esser (Leiterin von Querformat) und Werner Albrecht. Schauen Sie doch einfach mal rein.

Sonja Zeigerer

Aus privaten Gründen hat der bisherige Leiter der zentralen Abteilung „Finanzen und Controlling“ (F+C), Udo Dollitz, zum Ende September die Stiftung verlassen. Seine Nachfolge trat am 1. Oktober die Diplomkauffrau (FH) **Ingrid Rhein** an. Die gebürtige Wilhelmshavenerin ist seit März 2002 für



Hephata tätig, zuletzt als Controllerin.

Nach Abschluss ihres Studiums 1988 hatte sie zunächst für den schwedischen Werkzeuggroßhändler „Sandvik“ gearbeitet. 1994 wechsel-

te sie zu „London International“, wo sie für das Controlling und die Steuerung der Finanzbuchhaltung der Niederlassungen in der Schweiz und in Österreich verantwortlich war. Bevor Ingrid Rhein nach Hephata kam, war sie Leiterin der Finanzbuchhaltung der „24/7 - Media Deutschland GmbH“, der deutschen Niederlassung eines amerikanischen Konzerns.

Frau Rhein, die in der Zusammenarbeit zwischen F+C und den Hephata-Werkstätten, ihrem bisherigen Aufgabenbereich, gute Erfahrungen gemacht hat, möchte diese nun auch auf die anderen Arbeitsfelder der Stiftung ausdehnen. Dabei setzt sie auf ihr

kompetentes Mitarbeitersteam und auf den Dialog mit den einzelnen Abteilungen. Eine Herausforderung sieht sie darin, dass immer höher werdende Anforderungen an die Arbeit mit Menschen mit Behinderung mit immer weniger zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln realisiert werden sollen: „Hier ist innovatives Handeln genauso gefordert, wie die Grundvoraussetzung nicht nur in einzelnen Zuständigkeitsbereichen zu denken.“ Ingrid Rhein ist verheiratet und lebt in Mönchengladbach-Rheydt.



„Finanzen & Controlling“ unter neuer Leitung

NAMEN UND NEUIGKEITEN

Neues Wohnprojekt



Am Freitag, dem 26. September, wurde das neue Hephata-Haus Geistenbecker Feld 2 in Mönchengladbach mit einer kleinen Feier offiziell eingeweiht, nach dem die 14 Damen und Herren schon seit einigen Wochen dort leben.

Vier von ihnen haben zuvor - zum Teil schon sehr lange - auf dem Stiftungskerngelände in Mönchengladbach gelebt. Ihnen war die Freude darüber, nun in ganz normaler Nachbarschaft zu leben, deutlich anzumerken.

10 weitere Bewohner haben bisher in ihren Elternhäusern gelebt und sind dort von ihren Eltern, Geschwistern oder weiteren Angehörigen versorgt, gepflegt und unterstützt worden. Obgleich der Prozess der Ablösung mit dem Einzug in das neue Wohnhaus noch nicht abgeschlossen ist, wurden in Gesprächen einerseits das Gefühl endlich Entlastung zu erfahren und Sohn oder Tochter gut aufgehoben zu wissen und andererseits erste vorsichtige Erfahrungen neu gewonnener Freiheiten zum Ausdruck gebracht. Durchgängig wurde die Beteiligung im Planungsprozess und die Möglichkeit das Zimmer nach eigenen Vorstellungen einrichten zu können als nah an den Menschen gelobt.

NRW-Ministerpräsident Peer Steinbrück informierte sich am Hephata-Stand



Aus Anlass des Europäischen Jahres der Menschen mit Behinderung feierte die Stadt St. Augustin am 18.7.03 auf dem zentralen Karl-Gatzweiler-Platz unter dem Motto „Wir leben gemeinsam“. Damit wollte man für Toleranz gegenüber Menschen mit Behinderung sowie für deren Integration werben. 28 Schulen, Vereine, Verbände und Träger richteten das Fest aus und präsentierten sich mit Erfolg vielen tausend St. Augustiner Bürger-

innen und Bürgern. Zu den prominenten Besuchern gehörte NRW-Ministerpräsident **Peer Steinbrück**, der sich mehr als eine Stunde Zeit nahm. Am Hephata-Stand ließ er sich zusammen mit Bürgermeister **Klaus Schumacher** (siehe Foto) von Abteilungsleiterin **Gabriele Jahn** das Konzept der Regionalisierung und Dezentralisierung der Hephata-Wohnen gGmbH erläutern.

Dieter Kalesse

Das Wunder der Wahrnehmung

(Johannes 5,1-18)

Text: Klaus Eberl

Foto: Britta Schmitz, Sonja Zeigerer

Manchmal sehe ich mich nach einem Wunder:

Genesung von Krankheit, eine blinde Freundin kann wieder sehen, Kinder im Heilpädagogischen Zentrum Pskow (Russland) können sich selbst versorgen.

Die Bibel erzählt Wundergeschichten. Ein Gelähmter am Teich Bethesda. Da liegt einer 38 Jahre lang im Krankenhaus – ohne Perspektive. Der Gelähmte hat viele Geschwister, überall auf der Erde. Vordergründig betrachtet hoffnungslose Fälle, denen nur ein Wunder helfen kann. Differenzierungen sind nötig. Ein Theologe aus dem 18. Jh. betet: Herr, gebe mir die Kraft, das zu ändern, was ich ändern kann, die Geduld, das auszuhalten, was ich nicht ändern kann, die Weisheit, beides voneinander zu unterscheiden. Von welchem Wunder ist am Teich Bethesda die Rede?

Den Ort haben sich die Leute zugeraunt, weil er nach Hoffnung klingt: „Haus der Gnade“. Hier haben sich Menschen mit einer Behinderung oder Krankheit versammelt. Sie ergreifen den Strohalm einer Legende: Da sind Teiche, ein Engel Gottes steigt herab, um zu baden. Wasser

wird aufgewühlt. Wer zuerst das Wasser erreicht, wird geheilt. Solche Legenden halten sich.

Überwindung der Lähmung durch ein Wunder, das vom Himmel fällt. Jemand liegt 38 Jahre lang und wartet – nichts geschieht. Manchmal spiele ich die Szene mit Konfirmanden. Sie übernehmen die Rolle der Menschen mit Behinderung. Der Teich ist eine Schüssel Wasser. Wenn es sich bewegt, beginnt der Wettlauf. Einer bleibt auf der Strecke. Das Spiel bestätigt die bittere Erfahrung des Wartenden: keiner beachtet den anderen, im Leben scheint nur Schnelligkeit zu zählen.

Offenbar ist es für die Menschen, die sich die Legende vom Teich Bethesda erzählen, nichts besonderes, dass Wunder geschehen. Menschen sind krank oder gesund, alt oder jung, reich oder arm. Ein Wunder geschieht – wenn man schnell ist – oder es geschieht auch nicht. So ist das Leben eben. Willkürlich wird Heilung und Leiden ausgeteilt. Ist Gott so? Das stumme Unglück des Gelähmten ist entsetzlich. Auf die Frage Jesu, ob er gesund werden möchte, kann der Kranke nicht einmal seiner Sehnsucht Ausdruck verleihen. Er antwortet nur resigniert: Ich habe keinen Menschen. Dabei ist – während er auf den Teich starrt - das Wunder bereits geschehen: Jesus ist nicht an ihm vorbeigegangen.

Das Wunder der Wahrnehmung! Jesus hat die unausgesprochene Sehnsucht gespürt. Er hat verstanden, was es heißt, einsam zu sein. Er kennt uns. Deshalb sagt er: Stehe auf, nimm dein Bett und geh. Und der Gelähmte steht auf und geht. Jesus spricht das Wort, das die Situation verwandelt. Er ist dieses Wort. Wenn die Christenheit spricht, spricht sie in seinem Namen. Ach spräche und handelte sie doch so! Den Stummen ein Wort, den Kranken Beistand, den Opfern Frieden, den Armen Gerechtigkeit. Wer so spricht, schielt nicht abergläubisch auf einen wundertätigen Teich, sondern blickt auf Jesus, der uns einen Platz an der Seite der Menschen anweist, die resigniert haben. Er mutet uns das Wunder der Wahrnehmung zu, dem Kraft, Geduld und Weisheit entspringen.

Klaus Eberl ist Pfarrer der Ev. Kirchengemeinde Wassenberg, Superintendent des Kirchenkreises Jülich, Mitglied der Kirchenleitung und der EKD-Synode. In der russischen Stadt Pskow hat er das Heilpädagogische Zentrum gegründet.



Carl Heinrich Bloch
„Jesus heilt den Kranken von Bethesda“



Hephata-Sportlerinnen eroberten Olympia!

Text: Sonja Zeigerer
Fotos: Sonja Zeigerer, Special Olympics

„Fußball ist eigentlich ganz einfach, ich muss nur darauf achten, dass kein Ball an mir vorbei rollt.“ (Verteidigerin Monika Goebbels)

„Olympia, das ist eine große Sache für die Frauen!“ (Gerd Eimler)



Welcher Sportler träumt nicht davon einmal vor einem großen Publikum sich selbst, sein Team und sein Land repräsentieren zu können? Dieser Traum wurde jetzt wahr für sechs Sportlerinnen der Evangelischen Stiftung Hephata. Tanja Schroeren, Marion Dohr, Petra Müller, Monika Goebbels, Sandra Drewitz und Anastasia Loarte waren dabei, als der südafrikanische Präsident Nelson Mandela am 11. Juni 2003 die International Special Olympics, die Olympischen Spiele für Sportler mit geistiger Behinderung aus der ganzen Welt, in Dublin für eröffnet erklärte. Denn wo man sich sonst schon über ein paar Fans freut, waren es bei der Eröffnungsfeier in Irland 80.000 Zuschauer, die die Herzen der Sportler höher schlagen ließen. Im Vorfeld fieberten die Frauen vor allem dem Flug entgegen, waren doch die meisten von ihnen bis dahin noch nie in einem Flugzeug unterwegs. Fliegen, ein fremdes Land, 7000 Sportler aus 166 Nationen - Gründe gab es genug um aufgeregt zu sein. Und die Olympiade in Irland stellte wohl alles in den Schatten. Neben den Spielen begeisterte unter anderem auch ein Strandbesuch die Frauen, etwas was in der Heimat ja nicht unbedingt zum

Alltag gehört. „Die zwei Wochen waren ein super Erlebnis, es ist unbeschreiblich, was wir dort alles erlebt haben.“ Tanja Schroeren, die mit ihren Teamkolleginnen Dohr, Müller und Goebbels immerhin die Hälfte des Fußball-Nationalteams (hier bilden 8 Spieler eine Mannschaft) stellte, war beim Empfang in Mönchengladbach überglücklich. Dazu hatte sie auch allen Grund: Die deutsche Mannschaft erkämpfte sich die Bronze-Medaille, am Ende mit einem klar überlegenen 4:0 über das niederländische Team. Der Empfang bildete einen gelungenen Schlusspunkt am Ende des Abenteuers Olympia.

Auch die beiden Badmintonspielerinnen hatten eine Medaille im Gepäck: Anastasia Loarte spielte in der stärksten Leistungsklasse und musste sich nur im Finale geschlagen geben. Doch die Trauer über das verpasste Gold währte nicht lange, denn auch die silberne Medaille fühlte sich, um den Hals gehängt, richtig gut an. Sandra Drewitz überraschte alle mit der Bronze-Medaille in ihrer Leistungsklasse. „Sie hat ein gutes Turnier gespielt und sich ständig gesteigert. Die Medaille ist nicht nur verdient, sondern auch viel mehr, als wir vorher erwartet

haben.“ So zeigte sich auch Trainer Gerd Eimler begeistert von ihrem Erfolg. Schon im Vorfeld hatte er positive Veränderungen an den Frauen bemerkt, seitdem die Teilnahme an den Olympics klar war, machten sie „un glaubliche“ Fortschritte. Er war fasziniert davon, wie sich die Psyche auf ihre Motorik auswirkte, so klappten plötzlich Bewegungsabläufe, die vorher eher holperig waren, „wie am Schnürchen“. Und so wie die Bewegungen „klappte“ dann ja auch das Turnier: Sechs Sportlerinnen, sechs Medaillen - gibt es etwas schöneres für ein Sportlerherz?

Sonja Zeigerer



Vielen Dank!

Die Teilnahme an den Special Olympics konnten die Sportlerinnen von ihrem Taschengeld nicht finanzieren, auch öffentliche Mittel zur Förderung der Sportlerinnen wurden nicht gezahlt. Deshalb danken wir den Firmen Elektro Linszen, Piepenbrock, Trützschler und Industrie-Service sowie der Commerzbank und der DFB-Stiftung ganz besonders dafür, dass sie mit großzügigen Spenden die Teilnahme der Hephata-Sportlerinnen ermöglicht haben.



Ich bin 12 Jahre alt und heiße Keven Vahrenholt. Von meiner Geburt an bin ich auf den Rollstuhl angewiesen. Zur Hans-Helmich-Schule gehe ich seit

Die Hans-Helmich-Schule wurde als Heimsonderschule des Benninghof der Evangelischen Stiftung Hephata 1947 gegründet. Für das Kreisgebiet Mettmann hat sie in den letzten Jahren ihr pädagogisches Angebot ganz besonders auf schwerstmehrfachbehinderte Kinder zugeschnitten. Derzeit besuchen 22 Mädchen und 42 Jungen die Hans-Helmich-Schule. 19 von ihnen wohnen in Häusern des Benninghof, 45 in ihren Familien im Kreisgebiet Mettmann. 31 der Schülerinnen und Schüler sind geistigbehindert, 33 schwerstmehrfachbehindert.

Die Aufnahmeanfragen gerade für schwerstmehrfachbehinderte Kinder nehmen derzeit ständig zu.

Fotos: Dieter Kalesse

DIE Anderen
Bitte Helfen
Sie uns!
Keven



September 2002. Vorher war ich in einer Sonderschule in Wuppertal, da habe ich viel Stress gehabt. Die Hans-Helmich-Schule und meine Klassenlehrerin Frau Schmelz finde ich besser.

Obwohl ich gerne in die Schule gehe, gibt es ein Problem: Wenn die anderen Kinder morgens schon in die Klasse laufen, muss ich warten, bis ich von zwei Helfern mit dem Rollstuhl die Treppe hochgetragen werde. Die Hans-Helmich-Schule hat nämlich keinen Aufzug und meine Klasse liegt im ersten Stock, das sind 22 Treppenstufen. Wenn es dann um 11.00 Uhr in die Pause geht, muss ich wieder am Treppenabsatz auf meine Träger warten. Die meisten anderen Kinder aus meiner Klasse sind dann schon unten auf dem Schulhof. Dann geht's um 11.30 Uhr wieder hoch und zur Mittagspause wieder runter und hoch und zum letzten Mal am Tag um 15.30 Uhr runter, wenn die Schule aus ist.

Mein Schulleiter, Herr Bentlage, hat einen Trageplan gemacht, dann wissen die Zivis und die starken Lehrer immer, wann sie mir helfen müssen. Herr Bentlage kann auch alles schön erklären. Er sagt: „Das Schulgebäude der Hans-Helmich-Schule in seiner heutigen Form wurde 1984 als erster Bauabschnitt erstellt. Diesem sollte ein zweiter Abschnitt folgen, in dem auch der Aufzug geplant war. Aufgrund damals sinkender Kinderzahlen wurde der zweite Bauabschnitt nie realisiert. Deshalb gibt es bis heute keinen Aufzug.“ Aber das nützt mir und den anderen Rolli-Kindern nichts.

Herr Bentlage sagt auch: „In diesen Zeiten leerer kommunaler Kassen kann ein Aufzug - den die Schule eigentlich dringend benötigt, weil immer mehr Kinder, die um Aufnahme anfragen, auf den Rollstuhl angewiesen sind - einzig aus Spenden finanziert werden.“

Deshalb bitte ich Sie für alle anderen Rolli-Kinder - auch für die, die noch neu kommen werden - und für mich um eine Spende für den Aufzug.

Ihr Keven



(diesen Text hat Keven mit Unterstützung seiner Lehrerin formuliert)



Aktuelle Termine

was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen

November 2003



Freitag, 28. November

15:00 Uhr

Eröffnung des neuen Hephata-Hauses
Bockersend 35, Mönchengladbach

18:30 Uhr Adventssingen in der Hephata-Kirche
Rheydter Straße 128 – 130, Mönchengladbach

Sonntag, 30. November (1. Advent)

11:00 bis 17:00 Uhr

Hephata-Adventsmarkt in und um das
Zentrum für Kommunikation und Aktivitäten (ZAK)
Rheydter Straße 128 – 130, Mönchengladbach

Dezember 2003

Samstag, 06. Dezember (Nikolaustag)

16:30 - 17:30 Uhr

Anke Franken liest Märchen für Kinder und Junggebliebene
(mit Nikolausgeschenken für alle Kinder)
im Hephata-Gartencenter
Dahler Kirchweg 48, Mönchengladbach

Januar 2004

Samstag, 10. Januar

11:00 Uhr

Neujahrsempfang der Stadt Mönchengladbach
- Bezirk Stadtmitte -
im Hephata-Gartencenter
Dahler Kirchweg 48, Mönchengladbach

März 2004

Sonntag, 28. März

zwischen 11:00 und 18:00 Uhr

Eröffnung des neuen Hephata-Hauses
Boshamerweg 114, Essen-Karnap

**Das nächste HephataMagazin
erscheint im April 2004.**

*Ihnen fehlt noch ein ganz individuelles
Weihnachtsgeschenk ?*

Dann fahren Sie doch mal zum
Hephata Creativ-Laden, Erftstraße 18
41238 Mönchengladbach-Giesenkirchen
Tel.: 0 21 66 - 98 50 34
Mo.- Do. 8:30 - 12:00 + 12:30 - 16:00 Uhr
Fr. 8:30 - 13:00 Uhr
Da finden Sie bestimmt etwas!



SOZIALE VERANTWORTUNG schreiben wir ganz groß

Darum bieten wir **als erster Versicherer** für Menschen mit geistiger Behinderung Privat-Haftpflichtversicherungen, Sterbegeld- und Unfallversicherungen an. Ohne Gesundheitsprüfung!

Auch für Angehörige interessant
Als Selbsthilfeeinrichtung für Menschen in Kirchen, Diakonie, Caritas und freier Wohlfahrts-pflege bieten wir alles für den finanziellen Schutz im Alltag und die Vorsorge für später – zu Beiträgen, die Sie sich leisten können.

**Rufen Sie mich an.
Ich informiere Sie gern.**

Jochen Lingen, Versicherungsfachmann (BWV)
An der Lohmühle 8 · 41189 Mönchengladbach
Telefon (0 21 66) 91 52 75 · Fax 91 52 76
E-Mail jochen.lingen@bruderhilfe.de
Internet www.bruederhilfe.de/jochen.lingen



**BRUDERHILFE PAX
FAMILIENFÜRSORGE**
Versicherer im Raum der Kirchen

Impressum

HephataMagazin

Einblicke - Ansichten - Ausblicke
2. Jahrgang

Herausgeber:

Evangelische Stiftung Hephata
Rheydter Straße 128 - 130
41065 Mönchengladbach
Direktor PD Dr. Johannes Degen
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 212
E-mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:

Superintendent Klaus Eberl, Wassenberg;
Ulrike Falkenberg, Mettmann;
Dr. Monika Seifert, Berlin;
Prof. Dr. Hans-Christoph Vogel, Mönchengladbach

Redaktion:

Dieter Kalesse
Telefon: 0 21 61 / 246 - 199
E-mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Layout:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign
Britta Schmitz, Ev. Stiftung Hephata - Abt. Kommunikation

Druck:

Hermes Druck und Verlag GmbH, 40221 Düsseldorf

Spendenkonto:

1112
Bank für Kirche und Diakonie, Duisburg
BLZ 350 601 90

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©

Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

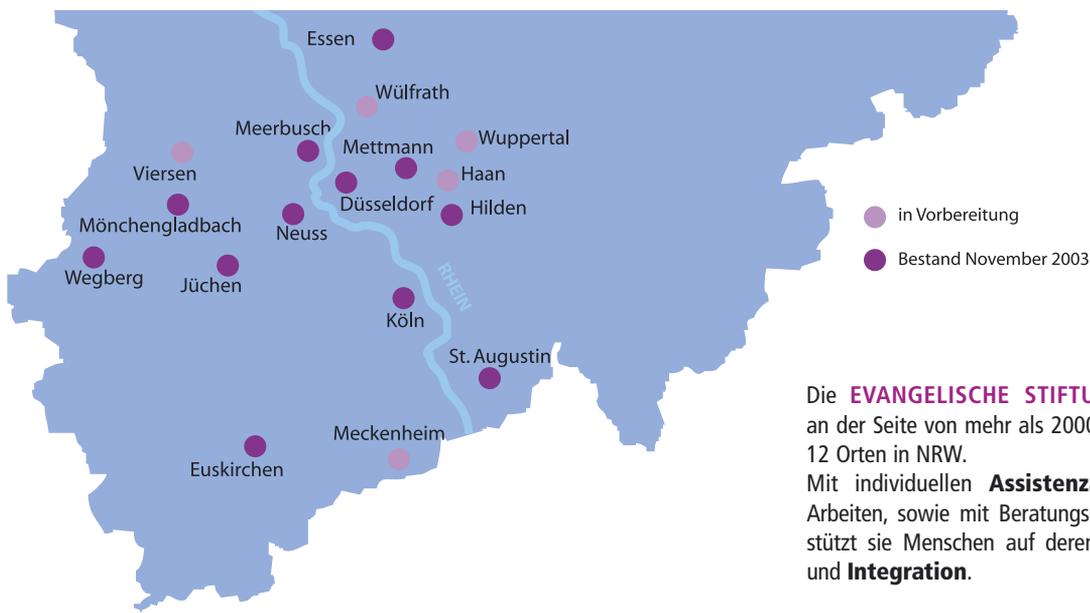
Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:

Diakonie

Brüsseler Kreis

VdDD
Verband diakonischer Dienstgeber
in Deutschland

BEB
Bundesverband
Evangelische
Berufshilfen



Die **EVANGELISCHE STIFTUNG HEPHATA** engagiert sich an der Seite von mehr als 2000 Menschen mit Behinderung an 12 Orten in NRW. Mit individuellen **Assistenzangeboten** zum Wohnen und Arbeiten, sowie mit Beratungs- und Bildungsangeboten unterstützt sie Menschen auf deren Weg zu **Selbstbestimmung** und **Integration**.

Anzeige

DIETER SCHMIDT Autohaus Kaarst

... wir lassen Sie nicht im Regen stehen !

Mobilität in allen Lebenslagen!



Fragen Sie uns!

Informationen über behindertengerechte Fahrzeuge und Umbauten erhalten Sie direkt in unserem Hause oder telefonisch unter der Rufnummer:

0 21 31 - 9 60 00

Bleiben Sie mobil
mit

**EURO
MOBIL**
RENT-A-CAR



41564 Kaarst • Königsberger Str. 2 • Tel.: 0 21 31 - 9 60 00
www.autohaus-kaarst.de • service@autohaus-kaarst.de